# Mary Derwent.

Von

Mrs. Ann S. Stephens,

Verfasserin von „Zana", „Das alte Familienhaus", „Julie Warren" ꝛc.

Deutsch

von

W. E. Drugulin.

Dritter Band.

Leipzig, 1860.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.






## Erstes Kapitel.

### Der See bei Sternenlicht.

Tausende von Sternen schienen auf den Senecasee; helle Sterne, die golden auf Scenen des Kampfes, wie wir sie verlassen haben, und auf Bilder des gedeihlichen Friedens lächelten, wie die, zu denen wir uns jetzt wenden.

Am Ufer lag ein Shawneedorf, eins von den schönsten Plätzchen der Welt. Das ganze Land zwischen dem Ufer und jener reizenden Gruppe von Hütten war reich bebaut. Da wo die Schierlingstannen und Eichen gefallen waren, standen Obstbäume. Wenn hier und da ein Dickicht oder Wäldchen stehen geblieben war, so rührte dies von dem feinen Geschmack Katharine Montour's her, denn ihr Gold hatte die Wildniß an jener einsamen Küste in ein Paradies verwandelt und ihr eigener poetischer Geist über Alles, was sie berührte, Schönheit ausgegossen. So beschatteten die bescheideneren Hütten weinumrankte Lauben und über die unscheinbaren Wigwams ragten Gruppen von Pfirsichbäumen

empor. Was Sir William Johnson für seine Besitzung im Mohawkthale gethan, hatte Katharine Montour in geringerer Zeit und mit besserem Geschmack am oberen Ende des Senecasee's ausgeführt.

Wenn sie auch Nichts weiter bewerkstelligt hätte, als diesen Fortschritt in der Civilisation, so würde das Leben jenes unglücklichen Weibes doch seit ihrer Ankunft in der Wildniß nicht ganz hinweggeworfen gewesen sein. Mit ihrer Menschenfreundlichkeit, ihrem Gold und der wunderbaren Ueberredungskraft, mit der nie ein Weib reicher begabt gewesen war, hatte sie mehr als ein wildes Herz erweicht und mehr als einen Acker der Waldwildniß der lächelnden Cultur gewonnen. Das große steinerne Haus, welches Königin Esther stolz ihren Palast nannte, war bei weitem das imposanteste Gebäude der Niederlassung. Aber näher am Ufer des See's im Schatten eines Haines von Zuckerahornbäumen befand sich ein kleineres Gebäude von behauenen Stämmen auf einer steinernen Grundlage mit tiefen Glasfenstern und einem spitzigen Schindeldach. Die Wände waren an dem einen Ende durch eine mächtige Trompetenpflanze bedeckt, die sich über das halbe Dach zog, wo ihre glühenden Blumen die ganzen Spätsommerwochen über in großen Gruppen da lagen. Wildes Geisblatt, Kletterrosen und Waldepheu verschlangen sich auf der Vorderseite und ein majestätischer Tulpenbaum zierte es mit seinem Reichthum von großen goldenen Blumen, wenn die Blüthezeit der übrigen vorüber war. So

war Katharine Montour's Wohnung mit ihren laubumkleideten Stämmen, den von reinem Glas glitzernden Fenstern und der Verbannung aller unwirthlichen Züge bei weitem schöner, als die ihrer wilden Schwiegermutter und ein Fremder würde erstaunt gewesen sein, wenn er in der Nachbarschaft einer indianischen Niederlassung etwas so Geschmackvolles gesehen hätte.

Von dieser Wohnung aus blickte Katharine Montour und ihre Tochter in jener Sternennacht auf den See hinaus; Esther und der Häuptling waren mit Abtheilungen von Kriegern ihren gesonderten Kriegspfad gegangen. So befanden sich nur wenige Mitglieder des Stammes zu Hause und diese waren unter Katharinen's directen Befehlen, denn der jüngere Bruder Gi-en-gwa-tah's hatte den Häuptling begleitet und in dem Stamme wurde keine geringere Autorität anerkannt.

Das Schauspiel, auf welches Katharine blickte, war ein angenehmes. Hundert Canoe's, von denen jedes eine brennende Fackel am Bug hatte, lagen wie schlafend auf dem Wasser. Auf ihren Befehl waren die von ihrer Schwiegermutter und ihrem Gatten zurückgelassenen Krieger hinausgegangen, um Lachse zu spießen, und sie beobachtete die malerische Wirkung der Canoe's auf dem Wasser mit einem sanften Gefühle der Bewunderung, dessen ihr Herz vor wenigen Monaten noch unfähig gewesen war. Tahmeroo war zu ihren Füßen, ruhte in ihrem Schooße und schaute sehnsüchtig über die Gruppe von Canoe's mit ihren flammenden

Lichtern hinaus, die wie Meteore auf dem Wasser leuchteten. Das Herz des armen Weibes war von Sehnsucht und der unbestimmten Furcht erfüllt, welche stets dem Mangel an Vertrauen zu einem geliebten Gegenstand folgt.

Sie hatten lange Zeit geschwiegen, während die Eine die Fischer beobachtete, die Andere über sie hinaus in die stille Nacht blickte.

„Mutter!"

Katharine Montour schrak zusammen, lenkte ihre Augen von dem See ab und blickte mit freundlichem Ausdruck in das zu ihr erhobene fragende Gesicht.

„Nun, mein Kind?"

„Ist es möglich — o sage mir, Mutter — könnte er nicht diese Nacht kommen?"

„Mein armes Kind!"

„Warum nennst Du mich armes Kind, Mutter, und noch dazu mit dieser Stimme? Ist es, weil Du fürchtest, daß er nicht kommen wird?"

„Das nicht, Tahmeroo. Er wird wahrscheinlich in Kurzem hier sein. Um Deinetwillen hoffe ich es."

„Und nur um meinetwillen, Mutter? Hat Dein Herz keine Liebe für meinen Gatten?"

„Ich liebe Dich, Kind," sagte Katharine mit einer zärtlichen Liebkosung.

„Und nicht ihn! O Mutter, versuche ihn ein wenig zu lieben, wenn es auch nur um meinetwillen wäre."

„Beruhige Dich. Ich werde ihm um Deinetwillen alle die Liebe gewähren, die er verdient, und noch mehr.“

„Es ist lange, lange her, seit er von Wyoming fort ist. Wir sind seit einer vollen Woche hier. Es kommt mir wirklich wie Jahre vor. Johnson Hall ist nicht so weit entfernt, daß er jetzt zu jeder Zeit zurückkommen könnte. Ist es das, Mutter?“

„Nein, mein Kind, er hätte heute Nacht hier sein können. Aber Dein Vater hat uns bald nach ihm verlassen, und noch keine Nachricht von sich gegeben.“

„Ist er so lange schon fort? Ich wußte es nicht,“ sagte Tahmeroo unschuldig.

Katharine seufzte. War sie auch für ihr Kind so unwichtig geworden?

„Der Häuptling ist durch einen Theil des Landes gezogen, wo es von Feinden wimmelt,“ sagte sie, das junge Herz mit eifersüchtiger Liebe erforschend.

„Aber er ist weise und tapfer,“ antwortete Tahmeroo stolz. „Schon der Blick unseres Häuptlings würde die Feinde von seinem Pfade verscheuchen.“

„Aber jetzt ist auf allen Seiten Krieg. Es kann lange, lange Zeit dauern, ehe er nach dem See zurückkehrt.“

„O nein, wenn Walter kommt, so wird er alle unsere Krieger dem großen Häuptling zu Hülfe schicken.“

Katharine seufzte wiederum. Es war für sie hart, zu sehen, daß jener schlechte Mensch die ganze Seele ihres Kindes geraubt hatte. Tahmeroo achtete nicht

auf den Seufzer, sondern sprang plötzlich auf und hielt mit einem Gefühl des tiefsten Entzückens ihren Athem an.

„Schau Mutter, schau dort in die Ferne, in die weite Ferne, wo die Schatten tief sind. Die Sterne können nicht dorthin schimmern und doch sehe ich Licht — eins, zwei, drei, hundert Lichter — die schwarzen Gewässer sind mit ihnen übersäet — o Mutter, er kommt.“

„Du vergissest,“ sagte Katharine die Augen anstrengend, um die Lichter zu entdecken, welche Tahmeroo mit dem schnellen Verständniß der Liebe sofort sah, „es kann auch nur Königin Esther sein, die mit ihrer Kriegerabtheilung zurückkehrt — der Himmel verhüte, daß sie einen Feind gefunden hat.“

„Nein, Mutter, nein. Ich bin überzeugt, daß jene Fackeln ihm nach Hause leuchten. Laß uns ihm entgegen gehen. Die Sterne sind aufgegangen und der ganze See ist von unseren Salmfischern erhellt. Hier ist es warm und schwül — mein Canoe liegt im Röhricht — komm, Mutter, komm, ich werde Dich über den See führen wie ein Vogel.“

Katharine erhob sich mit einem schwachen Lächeln und folgte ihrer Tochter an das Ufer.

Tahmeroo band mit begieriger Eile ihr kleines Fahrzeug los, ruderte um eine rohrbedeckte Landspitze und nahm ihre Mutter auf. Die Salmfischer lagen nur wenige Ruthen entfernt in einer kleinen Flotte da und rötheten das Wasser mit ihren Fackeln. Zu an-

deren Zeiten würde Katharine angehalten haben, um sich von dem Wasser schaukeln zu lassen und die Indianer bei ihrer malerischen Arbeit zu beobachten, wie sie es hundert Mal gethan hatte. Aber Tahmeroo war von liebevoller Heftigkeit erfüllt. Sie durchschnitt die purpurnen Wellen, sah einen Speer nach dem anderen in ihre Tiefe tauchen und die schönen Fische emporblitzen und in die Canoe's fallen, ohne daß sie ihrer geachtet hätte. Wie konnten solche Schauspiele sie interessiren, wenn die fernen Ufer von seiner Gegenwart erleuchtet wurden? Sie schoß dahin, ohne sich rechts oder links zu wenden, immer vorwärts, und vorwärts durchspaltete sie die silbernen Gewässer wie ein Pfeil und wunderte sich, warum die Entfernung um so viel größer erschien als sie je gewesen war.

Endlich bog eine Flotte von Canoe's um eine Landspitze, warf im Vorüberfahren ein helles Licht auf die Waldbäume des Ufers und wendete sich der Mitte des breiten See's zu. Im vordersten Canoe saß ein junger Mann mit abgezogenem Hute und der Nachtwind spielte sanft mit seinem Haar.

„Er ist es, Mutter, o, er ist es!" sagte Tahmeroo. Plötzlich verließen sie alle ihre Kräfte — die Ruder hingen müssig in ihren Händen und ihr Gesicht sank auf ihren Busen. Sie erinnerte sich, wie kalt Butler von ihr geschieden war und wurde schüchtern wie ein Reh. Gleich einem erschreckten Vögelchen hielt ihr Canoe einen Augenblick auf den Wellen, dann

wendete es plötzlich und floh vor demselben Mann, den seine Herrin in so athemloser Eile gesucht hatte.

Aber sie war erkannt worden. Ihrer Entfernung folgte ein Ruf. Zwei Canoe's schossen unter den Uebrigen hervor und verfolgten sie wie Pfeile.

„Tahmeroo! Tahmeroo!“

Es war seine Stimme — er war erfreut, sie zu sehen. Noch nie hatte sie eine so herzliche Freude begrüßt. Sie ließ die Ruder sinken, versteckte sich an den Busen ihrer Mutter und brach in einen Strom von glücklichen Thränen aus! Jener Moment war für sie ein Leben werth. Ein Canoe schoß heran. Die Indianerin fühlte, wie sie aus den Armen ihrer Mutter gehoben und an die Brust ihres Gatten gedrückt wurde.

Als Katharine ihr Kind losließ, erfaßte eine Hand die andere Seite ihres Canoe's. Sie wendete sich schnell und sah Gi-en-gwa-tah sich zu ihr neigen, während das kalte graue Gesicht der Königin Esther sie hinter ihm herspähend anblickte. Katharine wurde von dem Anblick jenes Gesichts erkältet und sank in dem Boote nieder. Fast zum ersten Mal in ihrem Leben fürchtete sie sich — und warum? Der indianische Häuptling war ernst und freundlich wie je, was die alte Königin betraf, so lächelte sie.

Butler und Sir John Johnson begaben sich nach Katharinen's Hause, während Esther an der Spitze ihrer Krieger nach der Niederlassung hinauf marschirte.

Im Innern ihrer Hauses hatte Katharine so viele

schöne Gegenstände versammelt, welche dem civilisirten Leben angehörten, daß es eher wie das Boudoir eines europäischen Palastes erschien wie als eine Hütte in den Hinterwäldern von Amerika. Bücher, Gemälde und selbst einige kleine Statuen standen umher. Vor den Fenstern befanden sich Gardinen von kostbarer Seide, und während seine Häuptlinge die meisten ihrer wilden Gebräuche beibehielten, speiste kein Fürst von kostbarerem Silbergeschirr als der Shawneehäuptling, wenn er Katharinen's Haus zum Aufenthalt wählte.

Tahmeroo eilte mit von Beglücktheit strahlendem Gesicht in dem Zimmer hin und her, wo ihre Mutter bei ihren Gästen saß, und bereitete die Abendmahlzeit mit ihren eigenen Händen, denn Katharine gestattete selten eine persönliche Dienstleistung, die ihr nicht von ihrer Tochter dargebracht wurde. Es war das Einzige, worin ihre Liebe je anspruchsvoll gewesen war.

Tahmeroo erfreute sich der Aufgabe, die ihr die Liebe auferlegte. Mit lächelnden Lippen, deren Röthe mit den Erdbeeren wetteiferte, die in dem crystallenen Gefäß aufgehäuft waren, welches sie herbei trug, brachte das junge Mädchen die saftigen Früchte und den Rahm herein, indem sie schüchtern unter ihren schwarzen Wimpern hervorspähte, um zu sehen, ob Butler sie betrachte. Er sah mit wohlgefälligen Blicken zu. Wie hätte er auch anders können? So schlecht er auch war, mußte sich doch die wilde Anmuth jenes jungen Geschöpfes selbst in seinem harten Herzen fühlbar machen. Und

Tahmeroo war glücklich. Das arme Kind ließ sich nicht träumen, daß ihre Reize eine neue Macht erhalten hatten, seit Butler erfahren, daß sie die Erbin eines Titels und der ungeheuren Reichthümer sei, die er nur durch sie zu genießen hoffen durfte. Vor drei Wochen würde der selbstsüchtige Mann darüber gelacht haben, wenn er daran gedacht hätte, daß einem wilden schönen Mädchen wie diesem seiner Gleichgültigkeit wegen das Herz breche. Jetzt war ihr Leben für ihn kostbar und es gab keinen Grad von liebevoller Zuneigung, den er nicht erheuchelt haben würde, um nur ihre Wange um keine Schattirung bleicher werden zu sehen.

Katharine nahm dies wahr und ihr Herz empörte sich gegen den Mann, den sie als Sohn anerkennen mußte, aber Tahmeroo war befriedigt. Von dem Erbtheil, welches dereinst das ihre werden sollte, wußte sie Nichts und sie kümmerte sich noch weniger darum. Die Liebe ihres Gatten war der einzige Schatz, den sie auf Erden begehrte.

Walter sah, daß Katharinen's Augen ihm folgten und ließ von dem boshaften Wunsche, Vergeltung gegen sie zu üben, beseelt, eben, als sie sich alle zu Tische niedergesetzt hatten, eine rohe Anspielung auf den englischen Commissar fallen, der Johnson Hall an dem Abend besucht hatte, wo dessen Besitzer daraus vertrieben wurde.

„O, theure Dame, ich hatte vergessen, Ihnen zu erzählen," sagte er, „daß Sir John die Ehre hatte,

an dem Tage, ehe er sein Schloß verließ, einen alten Freund von Ihnen zu bewirthen, einen Mann, der Sie, wie er sagte, in England gut gekannt hat und der behauptete, daß Sie den Häuptling hier geheirathet hätten, um sein Leben zu erkaufen."

„Capitain Butler," rief Sir John entrüstet, „wer giebt Ihnen das Recht, Gespräche weiter zu erzählen, die Sie an meinem Tische gehört haben?"

„Hollah! habe ich einen Bock geschossen und in der Gegenwart der falschen Person den Verräther gespielt? Murray hat offen genug von der ganzen Sache gesprochen."

Katharine stieß einen leisen Schrei aus. Jedoch nur einen; denn der Name schien sie versteinert zu haben. Alle Züge waren starr und kalt, selbst ihre Hände sahen aus wie Marmor.

Der Häuptling blickte sie an. In seinen Augen glühte ein dumpfes Feuer. Sein wildes Herz wurde von den Erinnerungen gestachelt, denen jene wenigen grausamen Worte eine bittere Auslegung gegeben hatten. Kein König auf seinem Throne konnte stolzer sein als jener Häuptling.

„Der stattliche alte Herr kann doch sicher kein früherer Liebhaber gewesen sein?" sagte Butler, der sich an ihrer Pein weidete und von Bosheit und Eigennutz getrieben wurde, die stolze Seele auf alle mögliche Weise zu verwunden. Aber seine Rohheit schoß über ihr Ziel hinaus — Katharine stand auf, neigte ihr

Haupt mit ruhiger Höflichkeit, sagte mit leiser trüber Stimme: „ich kann nicht vergessen, daß Sie der Gatte meiner Tochter sind," und entfernte sich ruhig aus dem Zimmer.

Der Häuptling erhob sich ebenfalls und verließ das Haus. Er schweifte die ganze Nacht im Walde umher, während sie ohnmächtig und marmorstarr auf dem Fußboden ihres Zimmers lag. Aber der Riegel war vorgeschoben und Niemand hat je erfahren, wie entsetzlich die Qualen jener Nacht waren.

Am folgenden Tage begrüßten Katharine und der Häuptling einander wie ehemals. Aber in ihrer Seele trafen sie nie wieder zusammen.

Butler blieb Wochen- und Monate lang in dem Shawneelager, bis endlich die Kriegsflamme zu heiß aufloderte und er abermals auszog, um sein mörderisches Werk von Neuem zu beginnen.

---

## Zweites Kapitel.

### Butler's Gefangennahme.

Auf einem einsamen verlassenen Punkte, am äußeren Rande des Dörfchens, welches die German Flats genannt wird, stand ein traurig aussehendes Breterhaus, das von einem Manne, Namens Shoemaker bewohnt wurde, welcher in dem nicht beneidenswerthen Rufe stand, ein stiller Tory zu sein.

Eines Abends zu Anfang des August 1777 waren dieser Mann und seine Familie in einem der unteren Zimmer des Hauses zum Abendessen versammelt. Die Hitze des Wetters war nicht dazu geeignet, ein Feuer wünschenswerth zu machen, aber nach der Mode vieler Farmer jener Periode war der Kamin mit lodernden Kienscheiten angefüllt, welche das Zimmer statt der Kerzen erleuchteten. Die Abendmahlzeit von Mais und Milch war beendigt, und man rückte die Stühle vom Tisch ab, als ein vorsichtiges Klopfen an der Hinterthür erschallte.

Bei der Familie saß ein Arbeiter am Tische, ein eifriger Whig, der seit einiger Zeit schon seinen Brodherrn wachsam beobachtete, und der geringste Vorfall von ungewöhnlicher Natur war hinlänglich, um seinen Argwohn zu erregen.

Er sah Shoemaker erschrecken, als das Klopfen wiederholt wurde, erhob sich hastig und erbot sich, die Thür zu öffnen.

„Bleibt sitzen," rief der Farmer, „ich öffne meine Thür selbst und danke es keinem Menschen, wenn er sich einen Anstrich giebt, als ob er der Eigenthümer wäre."

„Es wird wohl ein Nachbar sein," meinte die Frau, als ihr Mann der Thür zu schritt, nachdem das Signal zum dritten Mal erschallt war.

„Sie fürchten sich mächtig vor dem Hereinkommen," murmelte der Whig, indem er sich unruhig auf seinem Stuhl hin und her bewegte.

„Manieren sind Manieren," erwiederte die alte Dame sententiös. „Ihr werdet doch nicht erwarten, daß Fremde aufmachen sollen ohne zu klopfen? Wenn Ihr es thut, so thue ich es doch nicht."

Während sie noch sprach, öffnete der Farmer die Thür, ein paar Flüsterworte wurden zwischen ihm und einer Person draußen gewechselt; statt aber den Gast in das Haus einzuladen, trat er hinaus und schloß hinter sich die Thür. Ehe noch die im Zimmer Befindlichen ihre Ueberraschung anders als durch Blicke

ausdrücken konnten, kehrte Shoemaker zurück, schlug die Thür geräuschvoll zu und sagte lachend.

„Wer denkt Ihr, daß es war? — Der ewige Jim Davis, der hier herauf kam, weil er dachte, Betsey Willets zu finden, der er vergangenen Winter die Cour schnitt. Das war das Klopfen, welches er als Zeichen zu geben pflegte, um sie hinauszurufen. Ich sagte ihm, daß sie nicht hier sei und schickte ihn seinen eigenen Geschäften nach.“

Wenn Shoemaker gedacht hätte, hierdurch seinen argwöhnischen Freund zu beruhigen, so hatte er im Gegentheil nur eine neue Unruhe geweckt, denn Master Sine betrachtete schon seit mehreren Monaten die vorerwähnte Betsey mit verlangenden Blicken.

„Hol' der Geier die Unverschämtheit des Burschen,“ rief er aufspringend. „Ich werde ihm bessere Manieren beibringen, als Mädchen zu klopfen, die seinen Platz besser als seine Gesellschaft leiden können. Wenn ich es nicht thue, so will ich nicht Sine White heißen.“

Er trat mit der Miene eines Mannes, der vollkommen bereit ist, den Ansprüchen von einem halben Dutzend Rivalen die Spitze zu bieten, auf die Thür zu. Aber der Farmer erfaßte ihn am Arme.

„Setzt Euch nieder und kümmert Euch um Euch selbst — bei meinem Hause will ich keine Prügelei haben — setzt Euch nieder, sage ich.“

„Nun,“ murmelte Sine, indem er langsam wieder in seinen Stuhl sank und den Tabacksaft heftig in die

lodernden Kienscheite spritzte, „wartet nur, bis ich ihn treffe, wenn er seinen neuen Sonntagsrock an hat — wenn ich ihm nicht die schönste Stickerei darauf gebe, so sollen meine Berechnungen zu Schanden werden — weiter habe ich Nichts zu sagen."

„Seid kein Narr," wendete Shoemaker ein. „Zankt Euch nie um ein Mädchen — Ihr wißt nie, wie es Euch dann gehen wird. Ich wollte, Ihr ginget für mich nach der Schenke hinab und fragtet Jakob Harney, ob er morgen nicht hier herauf kommen wolle. Wenn er meine graue Stute haben will, so muß er sie jetzt nehmen."

„Es wird schon spät," meinte Sine.

„Ihr könnt dort übernachten und morgen früh wieder kommen. Hol' mich der Geier, wenn ich nicht glaube, daß sich der Kerl davor fürchtet, Jim Davis zu treffen."

Sine verschmähte es, diese Spöttelei oder das Gelächter der Hausfrau zu erwiedern. Er pflanzte seinen alten Strohhut fest auf seinen Kopf und war im Begriff, zur Hinterthür hinauszuschreiten.

„Das ist ein neuer Einfall von Euch," rief der Farmer. „Wißt Ihr nicht, daß die andere Thür auf die Landstraße führt, Ihr Dummkopf!"

Sine kehrte um, ohne ein Wort zu sagen und verließ das Haus durch die von Shoemaker erwähnte Thür. Sobald er aber auf der Straße war, blieb er stehen und schaute nach dem Hause zurück.

„Es ist hier Etwas nicht recht," murmelte er.

„Alter Shoemaker, Du bist noch lange nicht klug genug für den Burschen hier. Ich werde zusehen, was hier vorgeht. Das war keinesfalls Jim Davis. Der verdammte alte Tory hat irgend ein Unheil im Sinne und ich werde es ausfindig machen."

Er eilte die Straße hinab, denn in jenem Momente öffnete sich die Thür und die Frau des Farmers erschien und sah sich vorsichtig um, augenscheinlich, um zu entdecken, ob er noch in der Nähe des Hauses verweile. Sine ging schnell vorwärts und wartete bis Alles wieder in Ruhe sein würde, ehe er es wagte, zurückzukehren, um über seinen Argwohn Gewißheit zu erlangen.

Sobald sie ihn entfernt glaubten, öffnete Shoemaker die Hinterthür und stieß ein leises Pfeifen aus. Augenblicklich sprang eine Anzahl von Männern in dem Dunkel empor und schritt vorsichtig unter das Vordach.

Shoemaker erfaßte die Hand ihres Anführers und zog ihn in das Zimmer. Als die Flamme der Kienscheite auf sein Gesicht fiel, zeigte es die Züge Walter Butler's.

„Was in aller Welt, Capitain!" rief Shoemaker, indem er die Gruppe erstaunt betrachtete.

„Ich werde Euch Alles erklären," erwiederte Butler. „Zuerst müßt Ihr aber Platz für meine Leute suchen — wir sind unserer zu Viele, um in diesem offenen Raume zu bleiben — dann müssen wir auch Abendbrod haben."

„Hier hinauf," sagte Shoemaker und er öffnete eine Thür, welche eine Treppe sichtbar werden ließ, die nach dem oberen Stockwerk führte. „Zünde Licht

an, Sally — ich werde sie hinaufbringen. Dort sind sie sicher und meine Alte wird ihnen wohl ein Abendessen verschaffen."

Butler gab ein Signal und eine Schaar von achtundzwanzig Mann, vierzehn Weißen und vierzehn Wilden, mit unter ihren Wolldecken und äußeren Gewändern verborgenen Waffen trat in das Zimmer und stieg fast geräuschlos die Treppe hinauf. Als sie auf der Treppe waren, erschien von allen Bewohnern des Zimmers unbemerkt ein menschliches Gesicht an dem Fenster, spähte vorsichtig durch ein Loch in der Gardine und beobachtete wachsam jede Bewegung.

Sobald der Farmer die Leute hinaufgeschickt hatte, schloß er hinter ihnen die Thür und kehrte in das Zimmer zurück, wo sich Walter Butler von einem langen Marsche ermüdet in einen Stuhl geworfen hatte.

„Ei, Capitain, wer hätte sich gedacht, daß wir Euch hier sehen würden?" sagte Shoemaker, während er neben ihm einen Stuhl nahm und seine Pfeife mit dem ganzen Phlegma seiner holländischen Vorfahren anzündete. „Ihr hättet einen nicht so plötzlich über den Hals kommen sollen. Ihr hättet leicht gefangen werden können, wenn ich nicht klug gewesen wäre, mich von einem Burschen zu befreien, der hier war."

„Nun, auf alle Fälle sind wir jetzt sicher," sagte Butler nachlässig. „Es ist Nichts zu gewinnen, wenn wir nicht Alles wagen. In den letzten paar Tagen

sind meine Leute wie ich in größerer Gefahr gewesen, das kann ich Euch sagen, Shoemaker."

„Ei, wo kommt Ihr her?"

„Von dem Senecasee, wo die Shawnee's im vergangenen Jahre größtentheils ihr Hauptquartier gehabt haben. Die alte Königin ist keine so gute Anführerin mehr als sonst, aber sie ist jetzt wieder draußen."

„Was bringt Euch jedoch hierher? — was in aller Welt erwartet Ihr hier zu thun?"

„Gebt uns Abendbrod, ehe Ihr verlangt, daß ich den Mund aufthun soll. Ich bin ganz erschöpft."

„Eile Dich, Alte," sagte Shoemaker. „Während sie es bereitet, Capitain, habt Ihr Etwas, das Euch in Ordnung bringen wird," fuhr er fort, und er holte aus einem Wandschranke eine Flasche Rum und ein paar Blechbecher.

Butler schüttete sich eine Quantität ein und trank sie auf einen Zug hinab.

„Der hat den rechten Geschmack," sagte er sich den Mund wischend. „Wir haben seit gestern keinen Tropfen gehabt."

Unterdessen war die Frau des Farmers beschäftigt gewesen, eine große Schüssel mit Schweinfleisch und Schinken zu schmoren und begann unter dem Beistand ihrer Tochter ein grobes Tischtuch auszubreiten, um Butler's Mahlzeit aufzudecken. Eine reichliche Portion der wohlschmeckenden Speise wurde den Leuten im oberen Stocke gebracht, und nachdem Alles bereit war, setzte

sich Butler mit dem Appetit eines Mannes, der seit zwölf Stunden Nichts genossen, an den Tisch.

„Langt zu, Capitain," sagte Shoemaker, indem er ihm Brod und Butter hinüber schob. „Die Speisen sind nicht eben lecker, aber Ihr werdet sie gut finden, besonders nach einem so langen Fasten."

Butler's Appetit bewies, daß der Hunger die bescheidene Kost erwünscht genug gemacht hatte und der Farmer rauchte schweigend seine Pfeife, bis sein Gast den Teller zurück schob und sich den Becher wieder aus der Rumflasche füllte.

Die ganze Zeit über hatte sie das Gesicht am Fenster aufmerksam betrachtet. Eine machte den Kitt von einer der Fensterscheiben mit den Fingern los und nahm leise das Glas heraus, als die Farmersfrau mit ihrer Tochter sich anschickten, das Zimmer zu verlassen und die beiden Männer dicht zusammenrückten und ihr Gespräch begannen. So lauschte er mit dicht an die Oeffnung gehaltenem Ohr Allem, was im Zimmer vorging.

„Ihr könnt also nicht begreifen, was mich herführt?" sagte Butler seinen Rum schlürfend. „Ihr seht, daß ich meine Uniform angelegt habe und für jede Art von Arbeit fertig bin," fügte er hinzu, indem er auf seinen Jagdrock deutete.

„Ich würde Euch schwerlich gekannt haben, Capitain. Nun, schöne Federn machen schöne Vögel, das muß immer wahr sein. Ihr seht jetzt aus wie Einer von uns."

„Ist nicht Wesson im Befehl des Forts Dayton?“ fragte Butler.

„Ja, und er schaut scharf aus. Ihr habt doch nicht im Sinne, ihn anzugreifen?“

„Nein, aber ehe der Morgen anbricht, gedenke ich das Haus des alten Davis zu plündern. Er hat Papiere von Sir John Johnson im Besitz, die wir haben müssen und wir können bei der Gelegenheit sein nutzloses Leben mitnehmen.“

„Nun, die Gegend kann ihn entbehren,“ sagte der Farmer gleichgültig. „Er ist einer von den schlimmsten Rebellen im Districte. Brennt nur seine Heuschober an, wenn Ihr bei der Arbeit seid. Es wird mir ein Vergnügen sein, sie brennen zu sehen.“

„Sein Haus ist doch nicht in der Nähe des Forts?“

„Nein, es liegt an der anderen Straße und steht ebenso einsam wie das meine. Es wird Euch nicht schwer werden, ihm den Brei zu pfeffern.“

„Ich muß die Papiere haben, wenn ich auch die ganze Niederlassung ermorden und niederbrennen müßte,“ sagte Butler mit einem Fluche.

„Nun, sie würden Euch das Gleiche zufügen, wenn sie Euch fingen. Es ist keine Woche her, daß ich den alten Davis selbst habe sagen hören, daß er Euch hängen würde, wenn Ihr in seine Hände fielet.“

„Er mag sich vorsehen,“ murmelte Butler, während die ganze Wildheit seiner Natur in seinem Blicke hervorleuchtete. „Meine Leute sollen ihn an Händen

und Füßen binden und in seinem eigenen Hause verbrennen."

„Wenn wollt Ihr aufbrechen?"

„Gegen Mitternacht. Bis dahin wird die ganze Gegend ruhig und meine Leute erfrischt sein — wir haben einen langen Marsch gemacht und sie sind müde genug; für derartige Arbeit sind sie aber stets fertig."

„Es wird keine Mühe geben," sagte Shoemaker. „Wir werden die Sache lustig machen wie eine Hochzeit."

Das Gesicht, welches sie so lange beobachtet hatte, verschwand vom Fenster und der Mann eilte leichtfüßig den Weg nach dem Fort hinab.

„Wollt Ihr das wirklich?" murmelte Sine White, während seine langen Beine den Boden mit beflügelter Eile durchmaßen. „Dafür werden wir sorgen! Das Mal habe ich Dich, Du alter Tory! Ich habe Dich nicht umsonst zwei Monate lang beobachtet! Wahrhaftig, den alten Davis! Und wenn man bedenkt, daß ich Jim habe prügeln wollen — wartet nur ein wenig."

Die beiden Männer setzten ihr Gespräch in erträumter Sicherheit fort. Endlich warf sich Butler auf eine Holzbank, legte seine indianische Wolldecke als Kissen unter den Kopf und versank in einen tiefen Schlummer. Der Farmer blieb in seinem Stuhle sitzen, nach einiger Zeit fiel aber sein Kopf vorn über, die Pfeife entsank seinen Fingern und er schlummerte ebenfalls ein.

Sine White hielt sich nicht auf, um Athem zu schöpfen, bis er das kleine Blockhaus erreicht hatte,

welches den würdevollen Namen eines Forts trug. Sein heftiges Klopfen weckte bald die Schildwache und die Thüre wurde vorsichtig geöffnet.

„Ihr seid eine hübsche Bande von Kerlen," rief Sine, als er keuchend und erschöpft hereinstürmte. „Ihr schnarcht hier, während unser aller Leben in Gefahr ist. Weckt Oberst Wesson."

„Was giebt es, Sine?" riefen ein Dutzend Stimmen.

„Die Tory's und Indianer sind über uns, weiter nichts," erwiederte Sine. „Ruft den Obersten, Ihr verdammten Holzköpfe."

„Hier bin ich," rief eine männliche Stimme und der Befehlshaber erschien aus dem innern Zimmer; „was ist vorgegangen?"

Sine erzählte in wenigen energischen Worten, was er gesehen hatte und den projectirten Angriff auf Davis Haus.

„Ihr habt keine Zeit zu versäumen," fuhr Sine fort. „Es sind ihrer achtundzwanzig, Indianer und Tory's, und Walter Butler an ihrer Spitze, und der alte Shoemaker ist so schlimm wie sonst Einer! Hol' ihn der Geier! Wenn ich ihm nur an den Hals kommen könnte! Erst nachdem ich beinahe ein Jahr in seinem Hause gewesen bin, muß ich finden, daß er ein plattfüßiger Tory ist!"

Oberst Wesson machte schnell seinen Plan und in wenigen Minuten befanden sich die Leute, welche er ausgewählt hatte, in Marschordnung.

„Ihr habt weiter nichts zu thun, als das Haus

zu umzingeln," sagte Sine. „Die Leute sind oben auf dem Boden und haben kein Fenster zum Herausfeuern. Wir werden sie haben wie eine Heerde Ratten in einem Heuschober."

„Kommt, Leute," sagte der Oberst. „Begleitet Ihr uns, Sine?"

„Ob ich Euch begleite? Nun, das ist eine hübsche Frage. Habt Ihr je gesehen, daß Sine White vor einem Gefecht mit den blutigen Tory's zurückgebebt wäre? Gebt mir eine Mistgabel oder eine Sense oder irgend Etwas, was bei der Hand ist. Ich werde sie abstechen oder ihnen die Köpfe abmähen und dazu Yankee-Doodle singen. Ob ich mit Euch gehe? Ich möchte wissen, was Ihr damit meint."

„Wir werden Euch eine Flinte suchen," sagte der Oberst lachend, „die werdet Ihr nützlicher finden."

„Ich bin um die Waffen keineswegs wählerisch," antwortete Sine. „Ich verlange weiter nichts als ein paar Hiebe auf den alten Shoemaker. Wenn ich ihm nicht die Pfeife in seine mordbrennerische alte Gurgel hinabstopfe, so will ich dem verrückten König Georg bis an das Ende meiner Tage dienen, weiter sage ich nichts."

„Vergießt so wenig Blut wie möglich, Leute," sagte Oberst Wesson, „und fangt jedenfalls Walter Butler lebendig."

„Ja, Sir," sagte Sine. „Shoemaker hat einen alten Strick in seiner Scheune, womit die ausschlagende

Kuh gebunden wird — die Schlinge daran wird dem Kerl vollkommen um den Hals passen."

„Seid Alle bereit!" sagte der Oberst. „Hinaus, Leute — ruhig und gleichmäßig. Vorwärts, marsch!"

Walter Butler schlief immer noch auf der Holzbank, während er sich ruhelos im Schlummer bewegte und abgebrochene Rufe ausstieß, welche verriethen, wie selbst seine Träume von den grausamen blutigen Plänen erfüllt waren, die er entworfen hatte. Der Farmer nickte ruhig an dem Kamin, die Kienscheite waren beinahe zu Asche gebrannt und die Küche in Dunkel gehüllt, außer wenn die glimmenden Kohlen prasselten und auf einen Augenblick eine grelle Flamme emporlodern ließen, um darauf das Gemach in noch größere Dunkelheit und Stille versinken zu lassen.

Die kleine Schaar der Whigs kam in stummer Entrüstung gegen die Leute, welche so oft ihre friedlichen Häuser verwüstet und Verderben und Verödung auf ihren Wegen verbreitet hatten, den Weg herauf. Die Schaar umzingelte das Haus mit geräuschloser Vorsicht, aber noch immer hörte man keinen Laut darin. Die Thür war in nachlässiger Sicherheit unverschlossen geblieben und wich ohne Anstrengung den Händen ihrer Angreifer.

Plötzlich erschallten schwere Schritte. Das Zimmer wurde vom Fackelschein erleuchtet und Butler sprang aus seinen unruhigen Träumen empor, um sich in dem sicheren Griff der Leute zu finden, die er so oft verfolgt hatte.

„Die Rebellen sind über uns!" schrie er. „Heda, Leute!"

Der Ruf wurde von dem Kriegsgeschrei der Indianer oben erwiedert, als aber der Vorderste seiner Leute heraussprang, fiel er, von der Kugel eines Whigs durchbohrt, todt nieder. Ein Zweiter und Dritter theilten das gleiche Schicksal und die Wilden und Tory's wichen verwirrt nach ihrem Versteck zurück.

Walter Butler wehrte sich mit der verzweifelten Energie eines Mannes, der um sein Leben kämpft. Er stieß ziellos mit seinem Jagdmesser um sich, wurde aber bald überwältigt und zu Boden geworfen.

Shoemaker hatte, sobald er zur Besinnung gelangte, eine Zuflucht in der Speisekammer gesucht. Sine Whsite entdeckte sein Versteck aber baldigst und schleppte ihn in die Küche zurück, wo er, sich krümmend und voll Todesfurcht um Gnade bittend, auf die Kniee fiel.

„Ich habe keine Schuld — ich bin unschuldig," rief er. „Bringt mich nicht um, bringt mich nicht um, Sine White. Es ist widernatürlich, daß Ihr einen Mann tödten wollt, der mit Euch bei Tische gesessen hat."

„Halte das Maul," sagte Sine, indem er ihn heftig schüttelte. „Kein Mensch verlangt Euer verdammtes altes Leben. Ihr seid das Umbringen nicht werth."

Butler rief seinen Leuten abermals mit lauten Flüchen zu. Sie versuchten wiederum, sich einen Weg in das Zimmer zu erzwingen, aber die Vordersten fielen unter den sicheren Kugeln der Whigs und sie zogen

sich wieder zurück. Ehe die Whigs es entdeckten, war es ihnen gelungen, einen Ausweg durch das einzige Fenster zu finden, welches der Boden enthielt und sie entwichen unter Zurücklassung ihres Anführers.

„Ihr Feiglinge!“ schrie Butler und machte sich von den Händen der Sieger frei und versuchte seine Pistolen zu ziehen. „Ich werde mein Leben jedenfalls theuer verkaufen.“

Er wurde abermals überwältigt, auf die Bank geworfen und an Händen und Füßen gefesselt, so daß er seinem Grimm nur in ohnmächtigen Lästerungen Luft machen konnte.

Sine stand bei dem Farmer Wache, der ihn vergebens anflehte, ihn loszulassen.

„Laßt mich los, Sine, ich werde Euch Alles erzählen. Ich werde es so gewiß als Ihr lebt.“

„Als ob ich nicht Alles wüßte — als ob ich nicht jedes Wort gehört hätte, was Ihr sprachet! Ja, Jim Davis, Ihr verdammtes Ungeziefer. Haltet das Maul, laßt kein Wort aus Eurem Torykopfe kommen.“

„Laßt nur Jim Davis seine Hände an Euch legen, weiter sage ich nichts,“ fügte ein Anderer hinzu. „Er wird Euch bald den Garaus machen; das sage ich Euch.“

Walter Butler wand sich in fruchtlosen Versuchen, sich frei zu machen. Das Geräusch erregte Sine's Aufmerksamkeit.

„Haltet Jemand den alten Burschen eine Minute

lang, ich will unterdessen den Strick für den Capitain suchen. Die Schlinge wird um seinen Hals ebenso gut passen wie um den eines wilden Gaules."

Oberst Wesson that ihm Einhalt.

„Er ist hier auf unserm Gebiet gefangen genommen worden — als Spion und schlimmer wie ein Spion. Mr. Butler muß vor ein Kriegsgericht gestellt werden," sagte er. „Wir wollen ihm ehrlich den Prozeß machen. Ihr habt kein Recht, einen Mord zu begehen."

„Wer will einen Mord begehen?" sagte Sine. „Ich habe ihm nur die Schlinge umlegen wollen, weiter nichts. Da, Du alter Knochensack, steh' auf und laß Dir die Hände binden — komm mit."

„O, thut es nicht, thut es nicht!" schrie der zitternde Feigling. „Laßt mich los — ich habe Weib und Kinder."

In diesem Momente stürzten die Mutter und Tochter in das Zimmer. Sie waren bisher vor Furcht zitternd versteckt geblieben und nun flehten sie Oberst Wesson an, sein Leben zu schonen.

„Wir werden ihm kein Leid zufügen," antwortete der Soldat. „Aber er muß mit uns gehen. Sein Schicksal ist in den Händen Anderer."

„Sie werden mich hängen! sie werden mich hängen!" stöhnte der Farmer.

„Natürlich werden sie das," sagte Sine trostreich. „Aber es ist bald vorüber. Du hast die Heuschober des alten Davis anzünden wollen, Du abscheuliches altes Wiesel!"

Die Schaar kehrte mit ihren Gefangenen nach dem Blockhause zurück, wo bald ein Kriegsgericht zusammengesetzt wurde, um über Walter Butler's Schicksal zu entscheiden.

Er hörte den Verhandlungen mit mürrischem Schweigen zu und lächelte nur verstockt, als verschiedene Beweise seiner Grausamkeit angeführt wurden. Er zeigte eine mürrische Sorglosigkeit, die eher die Wirkung der Verzweiflung als des männlichen Muthes war.

Er wurde verurtheilt, bei Tagesanbruch als Spion gehangen zu werden, und als das Kriegsgericht sich auflöste, brachte man ihn für die wenigen Stunden, welche bis zu seinem Tode verstreichen sollten, in enge Haft. Nach seiner Entfernung bekämpfte Oberst Wesson die Gültigkeit des Urtheils und hielt es für klüger, dem Gefangenen eine Gnadenfrist zu gestatten und ihn nach Albany zu bringen, wo der Oberbefehlshaber über sein Schicksal entscheiden könne. Dies wurde von den Whigs mit Mißmuth aufgenommen, aber Wesson's Gründe behielten schließlich die Oberhand und es wurde entschieden, daß er, statt bei Tagesanbruch hingerichtet zu werden, sofort unter einer starken Wache nach Albany geschafft werden solle.

Der alte Tory Shoemaker wurde verurtheilt, zwanzig Hiebe zu erhalten und durfte dann nach Hause gehen. Sine hörte den Spruch mit dem größten Vergnügen an und brachte einige Verwirrung unter die ernste Versammlung, indem er sich erbot, die Hiebe mit eigener Hand zu führen.

Als der Morgen anbrach, wurde Walter Butler als Gefangener aus der Niederlassung fortgeschickt. Zwei Mal waren seine grausamen Pläne fehlgeschlagen und da er nur den Muth eines schwachen bösen Menschen besaß, so blickte er mit innerlichem Beben dem ihn erwartenden Schicksal entgegen.

Ein Jahr lang blieb er in einem Gefängniß eingeschlossen. Nach Verlauf dieser Zeit wurde er krank gemeldet und ihm auf Fürbitten der Freunde seines Vaters unter den Patrioten, wenn auch immer noch unter strenger Bewachung, doch eine größere Freiheit gelassen und er von den Bequemlichkeiten des Lebens umringt, die seine sinnliche Natur trotz der Fähigkeit, Mühseligkeiten zu erdulden, die ihm der lange Aufenthalt in dem Hinterwald verliehen hatte, nothwendig bedurfte.

---

## Drittes Kapitel.

### Die Kämpfe der Gattin.

Seit Walter Butler's Gefangennehmung waren mehrere Monate verstrichen, ohne daß eine Nachricht von ihm zu seiner jungen indianischen Gattin gelangt wäre, welche trauernd in ihrer Heimath am Ufer des Senecasee's zurückgeblieben war.

Katharine Montour glaubte, daß er ihr Kind verlassen habe, denn sie wußte, daß er jeder, selbst der schmählichsten That fähig sei, und obgleich ihr Herz von dem Anblick der Leiden Tahmeroo's peinlich bewegt wurde, konnte sie doch seine Abwesenheit nicht bedauern, denn sie fühlte, daß die Leiden der Verlassenheit nichts waren gegen die, welche die arme Frau in Folge seiner Gleichgültigkeit und Grausamkeit hätte erdulden müssen.

Königin Esther hatte kein Erstaunen über Butler's Abwesenheit kund gegeben, aber ihr Löwenherz wurde durch eine Menge widerstreitender Empfindungen bewegt, welche sämmtlich das heftige Verlangen übertäubte, die

Beleidigung zu rächen, die er ihrer Enkelin zuzufügen gewagt hatte. Tahmeroo fand unter ihnen daher nur wenig Trost und verlebte die Zeit so gut sie konnte, indem sie ihren Kummer mit der ganzen Standhaftigkeit ihrer wilden Natur verhehlte, obgleich ihr verändertes Gesicht und ihre abgezehrte Gestalt den im Innern nagenden Kummer verriethen.

Endlich kehrte ihr Vater vom Kriegspfad zurück und willigte nach vielfachem Zureden ein, auszuziehen und Nachrichten von dem abwesenden Gatten zu suchen. Selbst seine harte Natur wurde von den Leiden seiner Tochter gerührt und er versammelte eine Schaar seiner Krieger und machte sich auf den Pfad, indem er versprach, in Kurzem mit Nachrichten zurückzukehren, welche die Leiden seines Kindes mildern sollten.

Am vierten Tage nach seinem Abmarsch begab sich Tahmeroo nach dem großen Steingebäude hinauf, wo Esther in fast königlicher Pracht lebte. Die Alte war abwesend und Tahmeroo setzte sich in einem leeren Zimmer nieder, um ihre Rückkehr zu erwarten. Sie saß auf einem niedrigen Schemel in einem dunklen Winkel, weinte nicht, verbarg aber ihr Gesicht in ihren Händen und ertrug ihre Schmerzen mit der schweigenden Standhaftigkeit, die ihrem indianischen Blute natürlich war. Sie konnte nicht glauben, daß Butler sie verlassen habe, und da sie von seiner Liebe überzeugt blieb, so würde sie gern mit der Zuneigung, welche nichts erschüttern konnte, zu ihm geeilt sein und ihn angefleht haben,

zurückzukehren, wenn sie nur hätte seinen Aufenthalt entdecken können. Ihre starke Liebe hatte den leidenschaftlichen Stolz ihrer Natur gänzlich überwältigt und sie würde sich, um nur nicht von ihm getrennt zu werden, gern für ihn zur Sclavin verkauft und nur den Sonnenschein seiner Gegenwart und die Glorie seiner Liebe verlangt haben. Diese Ergebenheit hatte sich so mit den religiösen Glaubenssätzen vermischt, die ihr von ihrer Mutter gelehrt worden waren, daß sie nur der Tod hätte aus ihrem Herzen reißen können.

So saß sie in dem düsteren Zimmer unbeweglich wie eine aus Stein gehauene Gestalt und ihre reichen Gewänder fielen in starren Falten über ihren Busen, als ob kein Puls darunter schlage. Eine Berührung weckte sie aus ihren Träumen. Sie schrak auf und stierte mit ihren fieberischen Augen um sich, denn sie dachte, daß es ihr Vater sein könne, der zurückgekehrt wäre. Als sie aber dem stahlharten Blicke ihrer Großmutter begegnete, sank sie in der Apathie einer noch tieferen Verzweiflung auf ihren Sitz zurück.

Esther war mit ihrem gewohnten panthergleichen Schritte in das Zimmer getreten und hatte sich ihr unbemerkt genähert. Sie betrachtete sie einen Moment schweigend, während ihre welke Hand immer noch auf der Schulter der jungen Frau ruhte. Wenn ein Gefühl der Theilnahme sich in jener steinernen Brust regte, so waren ihre verhärteten Züge unfähig, es auszudrücken

und ihre kalten Augen blickten mit unbewegter Härte auf die Unglückliche nieder.

„Stehe auf, Tahmeroo," sagte sie endlich mit ihrer klaren metallischen Stimme. „Eine Häuptlingstochter darf sich nicht hinkauern und weinen wie ein erbärmliches Bleichgesicht. Bekämpfe Deinen Schmerz, und wenn du ihn nicht heilen kannst, so reiße das Herz aus Deiner Brust."

„Ich weine nicht," antwortete die junge Frau düster. „Tahmeroo hat keine Thränen und sie fürchtet nicht, ihrem Schmerz entgegen zu treten — fließt das Blut der Königin Esther nicht in ihren Adern?"

„Muthiges Kind! warte — warte — wir werden unserer Beute einen Hinterhalt stellen, und wenn wir ihn fangen, so soll Esther's Messer die Kränkungen ihrer Enkelin rächen."

„Nein, nein," schrie das entsetzte Geschöpf, indem es den erhobenen Arm der Alten erfaßte. „Du wirst ihm kein Leides thun, versprich mir, daß Du es nicht willst — sei barmherzig!"

„Hat Esther jemals unterlassen, eine Kränkung zu rächen? Denkt Tahmeroo, die alte Königin sei kindisch geworden, daß sie ihr von Barmherzigkeit vorschwatzt? Für eine Beleidigung giebt es nur eine Antwort — eine Kugel, Flammen oder das Messer."

„Dann schwöre ich bei dem großen Geiste, daß Du mich ebenfalls tödten sollst! Das Messer, welches sein Blut trinkt, soll in meinem Herzen eine Scheide finden.

Dann mag Esther, die Königin, es an ihrer Brust tragen, wenn es ihr beliebt!"

Ihre Gestalt bog sich in wilder Energie zurück, das Feuer und die Schönheit kehrte in ihr Antlitz zurück, welches bisher so blaß und muthlos gewesen war. Die Alte blickte sie mit einem Triumph an, welchen sie selten wahrnehmen ließ.

„Das Blut des Shawneehäuptlings fließt heiß in dem Herzen seiner Tochter," sagte sie stolz. „Tahmeroo möge Geduld haben. Der weiße Krieger kehrt vielleicht noch zurück. Er ist kein Verräther und er liebt unser wanderndes Leben. Er haßt ebenfalls die Rebellen und in seiner Hütte hängen viele Kriegsskalpe mit blassem Haar."

Tahmeroo hörte nur einen Theil dieser Worte und ihr Herz hing sich an die kalte Versicherung, als ob sie eine Prophezeihung gewesen wäre.

„Er wird zurückkehren," rief sie, „ich weiß, daß er wieder kommen wird — vielleicht kommt er mit dem Häuptling zurück. Er ist durch Krankheit aufgehalten worden oder —"

„Durch den Tod," sagte Esther.

Das Wort fiel wie ein Schlag auf das Herz ihrer Zuhörerin. „Nein, er ist nicht todt," schluchzte sie. „Tahmeroo würde es gewußt haben. Der Traumgeist würde es ihr enthüllt haben. Sage, daß er nicht todt ist."

Der peinliche Ausdruck ihres Tones würde ein wildes Thier besänftigt haben, aber Esther wieß sie nur von sich und sagte kalt:

„Wir werden es erfahren, Tahmeroo muß geduldig sein.“

Der Hufschlag von Pferden erschallte draußen und Tahmeroo sah durch das Fenster, wie ihr Vater unter seinen Kriegern vor der Thüre abstieg.

Sie eilte in die Eingangshalle hinaus, aber Königin Esther zog sie heftig zurück.

„Schäme Dich,“ zischte sie. „Will sich die Tochter des Häuptlings vor den Tapferen ihres Vaters bloßgeben wie ein Lastweib ihres Stammes?“

Sie schleuderte Tahmeroo bei Seite, wie sie es mit einem von den jungen Panthern gethan haben würde, die sie täglich mit eigener Hand fütterte.

Der Häuptling Gi-en-gwah-tah trat mit seinen gewöhnlichen stattlichen Schritten in das Zimmer und Tahmeroo sprang trotz der abmahnend gerunzelten Stirn ihrer Großmutter auf ihn zu und streckte die Hände mit stummer Bitte gegen ihn aus.

„Was für Nachrichten bringt der Häuptling seiner Tochter?“ fragte Königin Esther in dem Shawneedialect, denn sie redete selten ihre Muttersprache, da sie ihren Haß gegen das weiße Geschlecht bis zur Abneigung gegen dessen Sprache trieb.

„Sprich, Vater,“ flehte Tahmeroo. „Ist er krank? wo ist er? Laß mich zu ihm gehen!“

„Tahmeroo fragt wie ein thörigtes Mädchen,“ sagte er tadelnd, „und sie läßt dem Häuptling keine Zeit zur Antwort.“

„Die Arme ist besorgt,“ sagte Esther streng und tadelte mit dem echten weiblichen Widerspruchsgeiste den Häuptling wegen einer Strenge, die sie selbst gezeigt haben würde, wenn er stumm geblieben wäre. „Wo ist das junge Bleichgesicht? Sprich!“

„Er ist ein Gefangener bei den Rebellen,“ antwortete Gi-en-gwah-tah.

Tahmeroo sank mit einem leisen Stöhnen nieder und wand sich in stummer Pein auf dem Boden. Selbst das dunkle Gesicht des Häuptlings erweichte sich, und obgleich Esther durch nichts in solchen Grimm versetzt werden konnte, als durch einen Beweis von Schwäche, sprach sie doch kein tadelndes Wort, sondern erhob das Mädchen und setzte es auf einen Stuhl.

„Wo — wo?“ stöhnte Tahmeroo, sobald sie sprechen konnte.

„In Albany — er ist seit Monaten dort im Gefängniß und man hat sein Todesurtheil gesprochen.“

„Rette ihn, o, rette ihn!“ flehte Tahmeroo. „Du bist ein großer Krieger, Vater, Du wirst ihn retten! Großmutter — Königin — bringe Tahmeroo's Gatten zurück oder laß sie jetzt sterben.“

„Wenn er getödtet ist, so werden wir ihn rächen,“ zischte Esther, indem sie den Griff des Waidmessers faßte, welches sie in ihrem Gürtel trug. „Schau auf, Tahmeroo, wir werden Blut für Blut nehmen!“

„Das wird mir ihn nicht wieder geben,“ sagte

Tahmeroo schaudernd. „Blut, immer Blut — ich bin der Rache müde — ich verlange meinen Gatten.“

„Wir können nichts thun,“ antwortete Esther. Bis jetzt noch nichts — Tahmeroo muß geduldig sein. Sie weiß, daß der junge Häuptling ihr treu ist.“

„Wer hat es gewagt, anders zu denken?“ rief Tahmeroo mit leidenschaftlichem Trotz. „Sie mögen sich Alle hüten — Tahmeroo kann ebenfalls Rache nehmen, nicht für sich, sondern für ihren Gatten. „Ich muß ihn finden,“ fuhr sie, wieder in ihre weibliche Schwäche zurücksinkend, fort. „Er soll in Freiheit gesetzt werden. Vater, Vater, giebt es keinen Ausweg?“

„Tahmeroo möge uns auf ein Weilchen verlassen,“ sagte Esther. „Der Häuptling kann nicht mit Kindern zu Rathe gehen.“

„Aber Du wirst ihn frei machen — Du bist sehr mächtig!“

„Wir können noch nichts thun. Aber wir können seinen Tod rächen!“

Tahmeroo eilte, durch das so oft wiederholte Wort in Schrecken versetzt, hinaus und flog den Weg nach dem See hinab. Das Haus ihrer Mutter befand sich volle drei Meilen entfernt am Rande des Wassers, aber Tahmeroo hielt kein einziges Mal an, um Athem zu schöpfen, sondern lief mit der Grazie und Schnelligkeit eines jungen Hirsches dahin. Auf ihrem Herzen lastete ein furchtbarer Druck, aber die Hoffnung hatte sich von Neuem darin belebt. Sie wußte, wo sich ihr

Gatte befand und konnte nicht glauben, daß Personen, die so allmächtig waren, wie ihrer Ansicht nach ihre eigene Familie, nicht die Fähigkeit besitzen konnten, ihn zu retten.

Katharine Montour saß in ihrem einsamen Hause und brütete über die traurigen Gedanken, die seit Monaten immer wieder zurückgekehrt waren, um sie in Folge der wenigen unbestimmten Worte, welche Butler an jenem Abend halb muthwillig, halb rachsüchtig hatte fallen lassen, zu quälen. Ihr Gespräch mit dem Missionär hatte ihr so lange stumm gewesenes Herz geöffnet und die Einsamkeit ihres Lebens zwang sie, seinen unruhigen Schlägen zu lauschen. Sie hatte viel von der unerschütterlichen Willenskraft verloren, welche sie so lange aufrecht erhalten, und die barbarische Grausamkeit, wovon sie umringt war, wurde täglich peinlicher und empörender für sie. In dem Maße, wie ihre eigne edle Natur ihre Herrschaft wieder in Anspruch nahm, ward sie sanft und freundlich wie ein Kind, zugleich aber sehr traurig.

Die grausamen Worte, welche Butler wie einen Dolch gegen ihr Herz geschleudert hatte, waren schwerer zu ertragen als alles Andere. Murray lebte noch — die schlimmen Wechselfälle ihres Schicksals konnten sie noch einmal zusammenführen und diese Begegnung mußte dann eben so peinlich sein, als ob die lange traurige Vergangenheit verwischt und die frühere Heftigkeit ihrer Leiden zurückgekehrt wäre. Katharine war von dem Ankämpfen gegen ihr Schicksal erschöpft, ihr früherer

Stolz und Muth hatten sie verlassen und sie sehnte sich nach einem stillen Plätzchen, wo sie allein sterben könne.

Der harte Unglaube, welchen sie ihrer Seele aufgezwungen hatte, war abgeschüttelt. Sie konnte sich nicht mehr mit dem falschen Glauben verblenden, womit sie sich lange bemüht hatte, die Stimme ihres Gewissens zum Schweigen zu bringen und die Wahrheiten, welche ihr in der Kindheit gelehrt worden waren und die in ihre Seele zurückkehrten wie ein Flug Tauben nach ihren verlassenen Nestern, hatten noch nicht Kraft genug erlangt, um ihr Trost zu gewähren.

Als sich die Thür öffnete und Tahmeroo blaß und aufgeregt in das Zimmer stürzte, blickte sie träumerisch auf, als ob sie ihre Gedanken mit Anstrengung aus weiter Ferne zurückrufen müsse, streckte ihre Hände aus den breiten Aermeln ihres Gewandes hervor und lächelte ihr ein trübes Willkommen zu.

„Mutter, o Mutter," rief das junge Weib, „der Häuptling hat Nachrichten — mein Krieger ist bei den Rebellen gefangen."

Katharine Montour fühlte beinahe einen Schmerz wie den der getäuschten Hoffnung. Sie wußte, daß sein Abfall oder Tod nichts gegen das sein würde, was kommen mußte. Tahmeroo's Stolz würde ihr einigermaßen geholfen haben, den ersteren zu ertragen, aber gegen seine Kälte und Vernachlässigung gab es keine Zuflucht. Seine Rettung schien ihr ein Unglück zu sein.

„Sprich, Mutter — tröste Tahmeroo. Sie ist

sehr unglücklich! Willst Du ihr nicht helfen? Willst Du ihren Gatten nicht retten? Die Großmutter spricht von Rache, aber Dein Kind sehnt sich nach seinem Gatten — Du bist barmherzig und gut — o, hilf mir."

„Ach, mein armes Vögelchen," sagte Katharine, indem sie sie an ihr Herz schloß, „ich bin machtlos. Die Rebellen sind unsere Feinde und ich kann nicht in ihr Lager gehen."

„Aber er ist in ihrer Stadt — in Albany."

„Dorthin am allerwenigsten — sie würden Dich nur ebenfalls einkerkern."

„Was ist Gefangenschaft oder Tod?" rief Tahmeroo. „Ich würde Alles wagen, um in seiner Nähe zu sein! Geh mit mir, Mutter — geh mit mir!"

„Es ist unmöglich — der Häuptling würde nie darein willigen. Ueberdies würden wir eher Schaden als Nutzen stiften. Ich will an Sir John Johnson schreiben, der in Canada ist. Er hat vielleicht Gefangene, die er gegen Deinen — gegen Butler austauschen kann."

„Aber es werden Wochen und Monate verschwendet werden und ich muß ihn sofort aufsuchen."

„Aber es giebt keine Möglichkeit; beruhige Dich, Kind — Du kannst es nicht."

„Mutter, ich will es! Das Blut großer Krieger klopft in Tahmeroo's Herzen. Sie wird Allem Trotz bieten — der Gefahr, dem Tod, — um ihren Gatten zu befreien."

„Höre mich an, Tahmeroo und bemühe Dich, mich zu verstehen. Zittere nicht und schaue nicht so verstört um Dich. Die Mittel, die Du vorschlägst, können nichts nützen. Du mußt warten, bis wir etwas aus Canada hören. Dann werden wir entscheiden können, was das Beste ist.“

„Ich kann nicht, — o, ich kann nicht!“ rief Tahmeroo mit plötzlich ausbrechendem Schmerz. „Kein Mensch hat Mitleid für mich — Niemand von Euch hat je geliebt, sonst würdet Ihr Tahmeroo nicht so kalt behandeln.“

Katharine's Arme erschlafften und sanken an ihrer Seite herab. Ueber ihr Gesicht verbreitete sich eine krankhafte Bläſſe und ihre Augen trübten sich.

„Ueberall das gleiche!“ murmelte sie; „überall! Leben, Leben, wenn wir ihm nur entfliehen — es von uns werfen könnten!“

„Was sagst Du, Mutter? Wie weiß Deine Lippen sind. O, Du bemitleidest Tahmeroo — schließe mich wieder in Dein Herz und sage mir, daß Du mich bemitleidest.“

Katharine schloß die unglückliche Frau in einer langen Umarmung an ihre Brust und Tahmeroo weinte eine Zeit lang schweigend. Bald aber kehrte ihre Ungeduld zurück und sie begann von Neuem um Hülfe zu flehen, die ihrem Gatten gesendet werden solle.

„Laß eine Schaar von Kriegern nach ihrer Stadt gehen,“ sagte sie. „Sie werden sie zu Asche verbrennen, wenn sie sich weigern, ihn herauszugeben!“

„O, Tahmeroo," sagte Katharine schaudernd, „werde nicht ein Dämon wie die Uebrigen — laß nicht mein eigenes Kind zu einem noch größeren Fluche für mich werden! Denke an das Blutvergießen, an die Unschuldigen, deren Leben geopfert werden würde, an die liebenden Herzen — Herzen, wie Dein eigenes — die gepeinigt werden würden!"

„Verzeihe mir, Mutter, aber ach, ich leide so sehr! Es ist mir, als sollte ich wahnsinnig werden! Dann wird mich der ganze Stamm bemitleiden, denn wenn der große Geist einen Menschen mit Feuer peinigt, so können sie ihn bemitleiden."

Sie fiel ihrer Mutter mit erneuten Bitten und flehenden Worten zu Füßen. Aber Katharine war machtlos und obgleich sie ihr Kind bemitleidete, hatten sie die Kämpfe der vergangenen Monate doch so erschöpft, daß sie keine Energie mehr besaß. Sie erhob sich endlich, stieß Tahmeroo sanft von sich und ging langsam aus dem Zimmer.

Die junge Frau stand einige Momente in verzweifelnder Stille da und dann erhellte ein Hoffnungsstrahl ihr Gesicht.

„Ich will gehen," rief sie laut. „Ich will selbst nach Albany gehen — wenigstens werde ich in seiner Nähe sein. Und das junge Bleichgesicht von Wyoming — der große Geist hat ihr eine seltsame Macht verliehen — ich will zu ihr gehen, sie wird mir helfen."

Ehe ihre Mutter in das Zimmer zurückkehrte, war Tahmeroo verschwunden — wohin, wußte Niemand. Ein halbes Dutzend von den Kriegern ihres Vaters hatten die Niederlassung mit ihr verlassen, aber sie hinterließen in dem Walde keine Spur, nach welcher man ihren Weg hätte verfolgen können.

---

## Viertes Kapitel.

### Häusliche Geschichten.

Der Purpurschein eines Sonnenuntergangs zu Anfang des Mai breitete sich über die Insel Monockonock aus. Man befand sich jetzt im Frühjahr 1778 — jenes für die Annalen von Wyoming so ereignißreichen Jahres — aber bis jetzt hatte noch nichts das furchtbare Trauerspiel ahnen lassen, welches später jenes schöne Thal verödete.

In der netten Küche der kleinen Hütte saß Mutter Derwent an ihrer Arbeit, neben ihr ihre beiden Enkelinnen. Das Spinnrad der alten Dame kreiste mit einem freundlichen Summen und der friedliche Ausdruck ihres runzlichen Gesichts verrieth Gedanken, die zu angenehmen Erinnerungen zurückgekehrt waren. Mary Derwent saß an dem Fenster, auf ihrem Schooße lag eine aufgeschlagene Bibel, aus der sie laut vorgelesen hatte, und die Frühlingsluft wehte durch die Fensteröffnung, spielte mit ihrem goldenen Haar und raschelte

in den abgenutzten Blättern des heiligen Buches. Das vergangene Jahr hatte Mary einigermaßen verändert. Ihr Ausdruck von geduldigem Schmerz war einer ungetrübten Resignation gewichen, die blauen Augen hatten sich von allen Nebeln befreit, und wenn in ihren Tiefen keine Freudigkeit zu sehen war, so zeigten sie doch auch keine Spur von menschlichem Kummer — sie waren rein und heiter wie Veilchen, die ihre Farbe durch das Emporblicken zum Himmel empfangen haben.

Auf einem niedrigen Schemel zu ihren Füßen saß ihre Schwester Jane. Sie war mit einer weiblichen Nadelarbeit beschäftigt, aber ihre Geschicklichkeit schien oftmals nicht auszureichen und sie pflegte dann ihre Arbeit auf Mary's Schooß zu legen und sie mit einer hübschen kindischen Heftigkeit um Hülfe zu bitten. Mary blickte dann von ihrer Lektüre auf, nahm die Arbeit, brachte sie durch einige geschickte Bewegungen ihrer behenden Finger wieder in Ordnung und gab sie dann mit einem gütigen Lächeln dem schönen Mädchen zurück, dessen Geist durch angenehme Phantasieen häufiger, als mit den Fortschritten derselben verträglich war, von ihrer Aufgabe abgelenkt zu werden schien.

Auch Jane sah froher und ruhiger aus. Die Lieblichkeit ihres Gesichts wurde nicht mehr durch die Mißvergnügtheit entstellt, welche früher darauf gelegen hatte. Der fromme Einfluß des Lebens Mary's hatte seine Wirkung auf ihren schwankenden Charakter geübt. Die reine Seele der einen Schwester hatte die schwache Mäd-

chenhaftigkeit der anderen emporgehoben. Jane hatte aus der ruhigen Stärke des Geistes ihrer Schwester Lichtstrahlen voll Heiterkeit und Vertrauen zum Himmel erhalten. Da kein Versucher in der Nähe und sie nur von guten Einflüssen umgeben war, hatte Jane vieles von dem abgelegt, was in ihrem Charakter tadelnswerth gewesen und war jetzt rücksichtsvoller und verständiger als je in ihrem Leben.

Der Nachmittag verging und Jane tändelte ruhig mit ihrer Arbeit wie ein Vögelchen, das sich sehnte, sein Nest zu verlassen, um die freie Luft zu genießen. Sie blickte wieder und immer wieder nach der geschlängelten Straße auf dem Kingstoner Ufer, welche vom Fenster aus zu sehen war.

„Nun, Mary," sagte sie endlich, als sie außer Stande war, ihre Ungeduld länger zu beherrschen, „ich bin beinahe fertig. Denkst Du nicht, daß ich das Weitere bis morgen verschieben könnte — meine Finger thun mir so weh!"

„Du bist heute Nachmittag sehr fleißig gewesen," sagte Mary lächelnd. „Ich denke wirklich, daß Du Deine Freiheit verdient hast."

„Und außerdem," sagte Jane, „ist die Sonne beinahe untergegangen."

„Und was dann?"

Jane's Stirn färbte sich purpurn, und sie legte ihren Kopf auf Mary's Knie, indem sie ihre Schürze mit einer mädchenhaften Verschämtheit glatt strich, die

aus wirklicher Liebe entsprang, welche sie jetzt wahrhaft für ihren Verlobten fühlte, obgleich sie antwortete, als ob ihre Schwester sich deutlich ausgesprochen hätte.

„Ja, Edward Clark wird kommen. O Mary —"

Sie brach plötzlich ab und wendete ihr Gesicht noch weiter hinweg, während die Röthe auf ihrer Wange dunkler wurde.

„Was giebt es, Jane?"

„Er kommt, weil — das heißt, ich hatte versprochen —"

„Nun — sage mir, was Du versprochen hattest."

Großmutter Derwent's Spinnrad summte fort und sie hörte nichts von ihrem Gespräche.

„Als er am Sonntag hier war," fuhr Jane mit der verzweifelten Hast fort, womit man sich in eine schwierige Enthüllung stürzt, „ließ er mich versprechen, daß ich das allernächste Mal, wo er kommen würde, den Tag ansetzen wolle — und er wird in einer Stunde hier sein."

Der Pulsschlag in Mary Derwent's Herzen wurde schwach und bebend, aber sie zwang die aufsteigende Bewegung zurück, ihr Gesicht wurde hell wie Mondlicht, und als sie antwortete, war ihre Stimme sanft, aber mit einem leisen Anhauch von Trauer.

„Und ist das so schwierig!" fragte sie. „Hast Du nicht jetzt erkannt, was Dein größtes Glück machen wird?"

„Ja ja, und ich habe Dir dafür zu danken, Mary. Du hast mich ein besseres Mädchen werden gelehrt. Ich werde nie wieder eigenwillig sein — wirklich nicht.

Aber ich kann mich nicht entschließen, die Zeit zu bestimmen — ich weiß, daß ich es nicht kann."

Mary legte ihre Hand liebkosend auf die weiße Stirn und strich die langen Flechten davon zurück.

„Wann kannst Du fertig sein — wie lange wirst Du dazu brauchen?"

„O, ich kann bis zum Juli ganz fertig sein," antwortete Jane eifrig. Dann that sie sich jedoch Einhalt und fügte hinzu: „wenigstens denke ich es. Ich möchte noch eine Webe Leinwand bleichen und Tante Polly Carter hat mir einen Flickenteppich versprochen, wenn ich auch denke, daß sie es nicht über sich gewinnen kann, einen wegzugeben, sobald es zum Treffen kommt."

„Dann mußt Du Edward sagen, daß Du im Juli fertig sein wirst," antwortete Mary ernst, ohne der kleinen Details zu achten, zu denen sich ihre Schwester verirrt hatte. „Und bedenke, Jane, daß es einer von den ernstesten Momenten in Deinem Leben ist. Laß keine einzige Rücksicht unerwogen, ehe Du Deine Entscheidung triffst. Es ist eine wichtige Sache, Schwester."

„Schaue nicht so nüchtern aus und rede nicht so ernsthaft — bitte, thue es nicht. Ich habe sehr viel darüber nachgedacht — ich weiß, daß ich glücklich sein werde, wenn — wenn —"

Sie hielt wieder inne, aber diesmal machte Mary keinen Versuch, sie zur Beendigung des Satzes anzutreiben. Sie saß in träumerischer Stille da und heftete ihre Augen auf den vorüberströmenden Fluß. Jane

fuhr mit Selbstüberwindung fort und sie wurde sehr ernsthaft, als sie hinzufügte: „wenn ich Edward Clark's Frau bin.“

Selbst ihre flüchtige Natur wurde durch die ernsten Worte bewegt, welche verödend an Mary's Ohr schlugen. Jane saß einige Momente lang schweigend da und verbarg ihr Gesicht in den Falten des Kleides ihrer Schwester.

Plötzlich wurde die Stille durch Ruderschläge unterbrochen und Jane sprang mit einer Geschäftigkeit auf, die die Großmutter aus ihren Träumen weckte.

„Ich weiß, wer kommt,“ sagte sie. „Es giebt nur ein paar Ruder auf dem Flusse, die Jane so zum Springen bewegen können.“

Jane eilte aus dem Zimmer, aber sie warf unterwegs ihren Korb um und mußte den zerstreuten Inhalt desselben zusammenlesen, so daß sie mit purpurnem Gesicht die ganzen Worte der alten Dame vernahm.

„Als Walter Butler zu kommen pflegte, war es ganz anders. Jane ist nicht mehr das gleiche Geschöpf wie in jenen Tagen.“

„O Großmutter, Du machst es zu schlimm,“ rief das arme Mädchen, indem sie ihren Korb fallen ließ und geradeswegs aus dem Zimmer lief, jedoch nicht schnell genug, um dem hörbaren Tone zu entgehen, womit die gute Frau ihre Betrachtungen fortsetzte.

„Nun, es ist die Wahrheit, sie ist jetzt hundert Mal mehr werth wie damals und thut doppelt so viel Arbeit. Ich kann Edward Clark leiden. Es braucht

keiner fleißiger zu sein wie er ist, und wenn seine Frau nicht so glücklich ist, wie der Tag lang, so wird es ihre eigene Schuld sein, dessen bin ich sicher."

Jane war entwischt und Mary warf, nachdem sie ruhig die in Unordnung gerathene Arbeit bei Seite geräumt hatte, einen leichten Shawl über ihren Kopf und ging hinaus. Sie war nicht in der Stimmung, das sie bedrückende Glück der beiden jungen Wesen, die so von Leben und Kraft und Hoffnung erfüllt waren, mit anzusehen. Sie fühlte das Bedürfniß der Einsamkeit und stahl sich ruhig nach dem bescheidenen Grabe unter den Cedern hinaus, welches von Jugend auf ihr Lieblingsort zum Nachdenken und Gebet gewesen war, wenn solche traurige Gefühle über sie kamen.

Der Purpurschein des Sonnenuntergangs überströmte sie und Mary setzte sich an dem Grabe ihres Vaters nieder und schüttete ihr Herz in einem Gebet um Kraft zur Entsagung aus. Als sie wieder den Kopf erhob, sah sie den Missionär in einiger Entfernung stehen. Er betrachtete sie mit der strahlenden Liebe, die sein Gesicht stets trug, wenn er auf sie blickte.

Mary ging ohne Ueberraschung oder Verlegenheit auf ihn zu und legte ihre Hand in die seine, die sich mit einer stummen Liebkosung über derselben schloß.

„Ich dachte, daß Sie gestern kommen würden," sagte sie, indem sie ihn zu ihrem gewohnten Sitze im Schatten der Bäume führte. „Aber meine Hoffnung ward getäuscht."

„Ich war beschäftigt, mein Kind und hatte keinen Augenblick übrig. Aber ich dachte sehr viel an Dich und fühlte, daß Du mich erwarten würdest. Bist Du immer wohl gewesen — ist im Innern Alles ruhig? Ich glaube, Du betetest, Kind, als ich herankam.“

„Aber nicht im Schmerz,“ antwortete Mary mit einer himmlischen Trauer. „Ich bin jedoch nur ein schwaches Geschöpf und bedarf des Gebetes mehr als andere Leute. Wenn ich nicht bete, so drängen sich oftmals seltsame Gedanken in mein Herz und ich erschrecke dann vor mir selbst.“

„Armes Kind,“ erwiederte der Missionär, „armes auserwähltes Lamm, wie wenig weißt Du von Dir selbst! Und steht zu Hause Alles gut — wie ist es mit Jane?“

„Sie befindet sich wohl — o Sir, sie wird sich sehr bald verheirathen.“ Mary sprach die Worte mit fester Stimme und wenn der Missionär das Pochen ihres Herzens wahrnahm, so machte er keine Bemerkung darüber.

„Das freut mich,“ sagte er. „Ich habe nie gefühlt, als ob sie wirklich sicher wäre. Der junge Butler kann zu jeder Zeit zurückkehren. Wenn sie aber einmal mit Edward verheirathet ist, so brauchen wir nichts mehr zu fürchten.“

„Sie werden glücklich sein,“ sagte Mary, „sehr glücklich. Er liebt sie und sie liebt ihn; Sie wissen nicht wie sehr! Sie ist jetzt nicht mehr so kindisch — sie wird in ihrem Wesen ganz weiblich und arbeitet so, daß die Großmama fortwährend mit ihrem Fleiße prahlt.

Das ist Alles sehr hübsch und unser Haus ist jetzt so still. Man kann darin Ruhe haben."

„Und Du, Mary, was wirst Du thun?"

Mary machte eine erschrockene Miene — was sollte sie thun? Der Gedanke hatte sich ihr so selten dargeboten, daß sie über seine Fremdartigkeit erstaunt war.

„Thun?" wiederholte sie. „Bei der Großmama leben. Was kann ich sonst thun?"

„Aber die Zeit wird kommen, wo sie nicht mehr Deiner Sorge bedarf, wo sie Deine Liebe nicht mehr fühlt."

„Dann werde ich bei Jane bleiben — nein, ich denke, das könnte nie geschehen, wenigstens nicht auf lange Zeit. Aber ich habe Sie. Vielleicht würde es Ihnen nicht zuwider sein, wenn ich zu Ihnen zöge, im Fall mich die Großmutter verließe."

„Wie, in die Wildniß?"

„Ja, ich habe die Wälder am liebsten."

„Ein Engel könnte Dich als Gefährten lieben," murmelte der Missionär. Dann fügte er laut hinzu: „Hast Du aber nie an ein größeres Feld der Nützlichkeit gedacht? Giebt es nichts Höheres, wozu Dich Dein Geist und Deine Kenntniß fähig machen?"

„Nein, niemals; aber es war unrecht von mir," sagte sie vorwurfsvoll. „Ich fürchte, daß ich sehr träge gewesen bin — was muß ich thun? Giebt es Etwas, das ich thun kann?"

„Du hast nichts ungethan gelassen, mein Kind,

Du bist für Deine Großmutter Alles, für Deine Schwester ein Schutzengel gewesen. Aber die Zeit kann kommen, wo sie Deiner nicht bedürfen werden."

„Dann werde ich kommen und fragen, was ich thun soll — Sie werden mich belehren und mir helfen. Ich weiß das gut genug."

„Immer, geliebtes Kind, immer!"

Mary umschloß wieder seine Hand mit der ihren und sie standen neben einander und blickten in dem verbleichenden Schimmer des Sonnenuntergangs über das Wasser hinaus. Das Purpur und Gold verlöschte allmälig, die düstern Farben der Dämmerung kämpften mit dem klaren Blau des Abendhimmels, einige Sterne traten heraus und flimmerten am Horizont, als seien sie begierig, nach dem blassen Monde zu fliegen, der seit einer vollen Stunde am Himmel stand, wo er in der Helligkeit des Abendscheins wie eine bleiche Wolke ausgesehen hatte.

Während sie so dastanden, erschallten Ruderschläge. Mary sah sich schnell um.

„Es kann nicht Edward sein, der so bald fortgeht," sagte sie. „Ich wüßte nicht, daß sonst Jemand auf der Insel sei."

Das Gras wurde von leichten Moccasintritten niedergedrückt und ehe sie sich noch bewegen konnten, stand Tahmeroo, die Tochter des Shawneehäuptlings, vor ihnen.

Mary stieß einen Ruf der Freude und Ueberraschung aus. Die Indianerin beugte sich vor, als wollte

sie zu Mary's Füßen niederknieen, aber das sanfte Mädchen breitete ihre Arme aus und zog die junge Indianerin mit einer warmen Umarmung an ihre Brust. Der Missionär stand während dieser langen Liebkosung stumm und bleich da, seine Hände waren ausgestreckt, als wolle er die Wilde zurückstoßen und Mary aus ihren Armen reißen.

„Ich hatte schon gedacht, daß Du nie wiederkommen würdest," murmelte die Verwachsene, als die Indianerin den Kopf erhob. „Ich bin so erfreut, Dich wieder zu sehen."

„Ja, es ist viele, viele Monde her. Aber Tahmeroo hat das junge Bleichgesicht nie vergessen. Tahmeroo ist in großer Noth und sie kommt zu Dir, um Hülfe zu erbitten, zu Dir und zu diesem guten Propheten," fuhr sie gegen den Missionär gewendet fort.

„Was können wir für Dich thun?" fragte Mary.

„Viel — der weiße Medicinmann ist sehr mächtig und er wird mir helfen, und Du auch. Er wird Tahmeroo nicht unglücklich und ohne Hoffnung, ihren Herrn wieder zu sehen, fortschicken."

Der Missionär blickte sie aufmerksam an und die bleiche Strenge seines Gesichts milderte sich. Jenes kurze Jahr hatte bei der armen Frau eine große Veränderung hervorgebracht. Das gesunde Braun ihrer Wangen war einer kränklichen Blässe gewichen, ihre Schläfen waren eingefallen und ihre schwarzen Augen glänzten mit einem seltsamen Feuer, welches das verzehrende Fieber im Innern verrieth. Ihre Kleidung sah

von der Reise befleckt aus und zeigte eine Nachlässigkeit, die von der malerischen Sorgsamkeit, welche sie früher charakterisirt hatte, weit verschieden war.

Die Ruhelosigkeit ihres Herzens lag auf ihrem Gesicht. Es ist stets peinlich, sie bei der Jugend zu bemerken und war doppelt peinlich, als sie durch die wilde Schönheit jener jungen Frau hervorbrach. Sie begriff den Eindruck, welchen ihre veränderten Züge auf die Beobachter hervorbrachten und sagte mit einem erzwungenen Lächeln:

„Tahmeroo ist kein Mädchen mehr. Der Kummer hat die Frische aus ihrem Herzen getrieben, wie der Gewittersturm den Athem aus der wilden Rose verscheucht.“

„Was ist Dir zugestoßen?“ fragte Mary. „Deine Mutter, Deine herrliche Mutter?“

Der Missionär erschrak und wiederholte die Worte: „Deine Mutter?“

„Katharine Montour befindet sich wohl, wenn sie sich vielleicht auch nach ihrem Kinde sehnt. Aber er, mein Gatte, man hat ihn gefangen genommen. Tahmeroo hat ihn seit Monaten nicht gesehen. Man wird ihn vielleicht tödten, ehe sie den Ort seiner Gefangenschaft erreichen kann. Niemand hat mir helfen wollen, ihn zu retten, nicht einmal meine Mutter, und so bin ich hierher geflohen.“

„Ich hatte davon gehört,“ flüsterte der Missionär. „Er ist vor beinahe einem Jahre gefangen genommen und als Spion eingekerkert worden.“

„Als Spion?“ wiederholte Tahmeroo, die die letzten Worte gehört hatte. „Er dient seinem König. Diejenigen, die ihn gefangen haben, sind erbärmliche Rebellen. Aber sie mögen sich hüten — sie haben Gi-en-gwah-tah's Sohn eingekerkert; die Kinder der Königin Esther verzeihen und vergessen nie.“

Ihr Gesicht wurde vom Zorn verdüstert und würde geradezu abstoßend gewesen sein, wenn nicht die weibliche Zärtlichkeit gegen ihren Gatten die Härte desselben gemildert hätte.

„Schäme Dich, Tahmeroo,“ rief der Missionär. „Du mußt wissen, daß solche Gedanken unrecht sind. Deine Mutter hat Dir gelehrt, daß sie den großen Geist beleidigen.“

„Verzeiht mir, o verzeiht Tahmeroo,“ rief sie, indem sie sich zu seinen Füßen niederwarf und seine Kniee mit ihren abgezehrten Armen umfaßte. Der Missionär wehrte sich einen Augenblick, als ob ihre Berührung für ihn unangenehm wäre, aber sie hielt ihn fest. „Tahmeroo ist sehr elend. O sprecht ihr Trost zu — ein guter Prophet findet Trost für Jeden. Katharine Montour hat es gesagt. — O, habt Mitleid mit ihrem Kinde.“

Der Missionär erhob sie sanft und hielt jetzt zum ersten Mal ihre Hand fest, obgleich seine Gestalt vor Bewegung zitterte. Mary's Thränen fielen wie ein sanfter Regen, als sie sich über das duldende Weib beugte und der Missionär legte Tahmeroo's Kopf an ihren Busen, indem er liebevoll sagte:

„Ja, tröste sie, Kleine. Es ist nicht mehr als Recht."

Tahmeroo blieb lange bewegungslos. Endlich erhob sie den Kopf, wischte die Thränentropfen mit ihrem langen schwarzen Haar hinweg und versuchte, ihre Geschichte zusammenhängender zu erzählen.

„Ich bin den weiten Weg vom Senecasee hergekommen, um Euch zu finden," sagte sie. „Niemand konnte mir helfen. Unsere großen Medicinmänner konnten mich nur bemitleiden, als ich sie um Rath fragte. Mein Vater hatte die Macht, seinen Verlust zu rächen, aber das brachte ihn nicht zurück. Katharine, meine Mutter, die ehemals muthig wie eine Löwin war, wenn Tahmeroo selbst in einer Kleinigkeit ein Unrecht geschah, schaute jetzt mit schweren Augen drein, und als ich sie anflehte, sagte sie mit grausamer Ruhe — es ist besser so, mein Kind. Seine Anwesenheit hier muß stets für mich und die Meinen ein Fluch sein. Diese Worte stachen mich wie Wespen — mein Herz brannte — ich erinnerte mich daran, daß Du ein holder Medicingeist bist, den selbst unsere Feinde lieben. Ich verließ das Haus meiner Großmutter bei Nacht, nahm ein Pferd und floh."

„Und Du wirst," sagte sie zum Schlusse, während die Thränen ihres vorübergezogenen Herzenssturmes langsam über ihre Wangen flossen, „Du wirst der Indianerin helfen, denn Du bist gut und mächtig. Wenn Du es verlangst, werden ihn seine Feinde herausgeben."

„Nein, armes Kind," erwiederte der Missionär, „ich weiß nicht, wie ich Dir helfen soll."

„Wenn man Tahmeroo nur gestatten wollte, ihren Gatten einmal wieder zu sehen, so würde sie sich seinen Feinden als Sclavin ergeben.“

„Aber er ist im Gefängniß. Du kannst nicht zu ihm kommen.“

„Doch der weise Prophet wird bitten und die Gefängnißthür wird offen gelassen werden, damit sich Tahmeroo hineinschleichen kann.“

„Ja, ich werde an General Schuyler schreiben. Er wird sich schwerlich weigern, einer Gattin den Besuch bei ihrem Gatten zu erlauben.“

Tahmeroo begann seine Hände zu küssen, während die Thränen in ihren Augen wie Diamanten glitzerten.

„Du wirst schreiben, sie werden sich meiner erbarmen und mich ihn sprechen lassen.“

„Aber sie werden Dich nicht bei ihm bleiben lassen.“

„Ich werde im Angesicht seines Gefängnisses bleiben. Ich werde mich als Sclavin verkaufen — ich werde Alles thun, wenn sie mich nur in seiner Nähe lassen.“

Der Missionär setzte sich auf den Boden nieder, nahm ein kleines Etui mit Schreibgeräth, welches er stets bei sich trug, aus seinem Rocke, schrieb ein Paar Zeilen und gab sie Tahmeroo.

„Lies sie,“ sagte er, „mehr kann ich nicht thun.“

„Es ist genug, genug! Gott segne Dich! Gott segne Dich!“ rief Tahmeroo, indem sie seine Hand erfaßte und an die Lippen drückte. Der Missionär zog sie sanft zurück und stand auf.

„Und wann wirst Du aufbrechen?“ fragte Mary.

„Ehe die Abendsterne in das Wasser blicken, wird Tahmeroo in weiter Ferne sein.“

„Komm zuerst mit mir nach Hause und genieße etwas Nahrung und Ruhe,“ sagte Mary dringend, indem sie ihre Hand erfaßte.

„Tahmeroo bedarf weder der Nahrung noch der Ruhe.“ Sie legte die eine Hand auf ihr Herz und schloß die Worte mit einem traurigen Kopfschütteln.

„Geh heute Abend nicht fort — bleibe bei mir.“

„Die blasse Medicin ist sehr gut und Tahmeroo hat sie lieb. Aber sie muß gehen. Einige von den Kriegern ihres Vaters warten bei dem alten Lagerplatz und werden ihr den Weg zeigen.“

„Aber Du darfst Deinen Gatten nicht in dieser Kleidung aufsuchen. Die Shawnee's sind Feinde des Volkes, welches Du aufsuchst, und es würde gefährlich sein, in ihrem Costüm hinzugehen. Sorge Du dafür, Mary. Eins von den Kleidern Deiner Schwester Jane würde für sie gut sein. Nimm die arme Fremde in die Hütte und rüste sie für die Reise aus.“

Mary führte die junge Indianerin mit sanfter Gastlichkeit hinweg. Zum Glück war die alte Dame an die Quelle gegangen, um Leinwand zu besprengen, die sie dort bleichte und, wie wir gesehen haben, wanderte Jane mit ihrem Liebhaber auf dem anderen Ufer umher.

Der Missionär hatte recht. Jane's Kleider paßten Tahmeroo sehr nett und eine Viertelstunde, nachdem sie

in ihrer eigenen prunkenden Kleidung in das kleine Schlafzimmerchen getreten war, kam sie als eins von den hübschesten Landmädchen, das man sehen konnte, wieder heraus, wobei sie ihre eigenen Kleider in ein kleines Bündel zusammengeknüpft trug, da sie sich nicht überreden lassen wollte, sie zurückzulassen.

„Aber Du wirst wiederkommen,“ sagte Mary mit Thränen in den Augen, als sie wieder bei dem Missionär unter den Cedern stand.

„Oder schlafen,“ sagte Tahmeroo, indem sie mit einer bedeutsamen Geberde auf den Boden deutete. „Dann wenn das Korn aufsprießt, wirst Du um Hülfe rufen und Tahmeroo wird ihre Ohren offen halten.“

„Die Entfernung ist aber groß — Du wirst unterwegs umkommen.“

„Lebe wohl! Tahmeroo muß ihrem Herzen folgen. Sie hat ihre Büchse und versteht zu schießen. Sohn des großen Geistes, lege Deine Hand noch einmal auf mein Haupt, das wird mir Muth geben.“

Sie senkte den Kopf vor dem Missionär und er erhob seine Augen voll frommen Mitleids für das arme Geschöpf, welches so schwer geprüft worden war, zum Himmel.

„Lebt wohl!“

Tahmeroo wendete sich ohne ein weiteres Wort von ihm, sprang in ihr Canoe und stieß es aus der Bucht. Ein Paar kräftige Ruderschläge mit ihren nervigen Armen ließen es weit hinauf schießen.

Noch einmal blickte sie zurück und winkte mit der Hand. Mary sah das Signal trotz der blendenden Thränen und ließ zur Antwort ihren Shawl in der Luft wehen. Die Indianerin warf keinen weiteren Blick auf sie, sondern bot alle ihre Kräfte auf, um das kleine Fahrzeug stromaufwärts zu treiben.

Mary und der Missionär blickten ihr nach, bis ein Ufervorsprung das Canoe verbarg. Dann wendeten sie sich ab und schritten durch den Anblick des Elends und der Standhaftigkeit jenes armen Weibes unaussprechlich gerührt langsam dem Hause zu.

---

## Fünftes Kapitel.

### Das Gefängniß in Albany.

Eine Indianerin — in den Tagen der Revolution kein seltener Anblick — stand geduldig wartend vor dem Eingange zu dem Gefängniß in Albany. Sie stand seit wenigstens sechs Stunden auf derselben Stelle, ohne sich von dem steinernen Pfeiler zu bewegen, gegen den sie lehnte, oder die Augen von der Thür mit ihren eisernen Nägeln und dem ungeheuren Schloß abzuwenden, welche tief in der Giebelfront jenes alten Gebäudes eingelassen war. Die heiße Mittagssonne hatte auf ihr Haupt geschienen, sie zog den purpurnen Shawl ein wenig weiter über ihr Gesicht, gab aber sonst kein Lebenszeichen. Die alterthümlichen Häusergiebel warfen ihre ausgeschweiften Schatten auf die Stelle, wo die Sonne gewesen war, aber sie achtete es nicht. Nur wenn ein Schritt sich dem Gefängniß näherte oder ein Schall aus demselben kam, gab sie Zeichen von dem in ihrem Busen glühenden Leben.

Tahmeroo hatte drei bis vier Mal an jenem Tage mit den Händen gegen jene grausame Thür geschlagen, indem sie hoffte, daß irgend Jemand kommen und sie herein lassen würde. Gefängnißthüren weichen aber nicht so leicht der menschlichen Ungeduld, mag sie sich nun im Innern oder von außen wahrnehmbar machen, und es blieb der Armen nichts übrig, als die lange Wache, die sie bewegungslos, wenn auch in fortwährender Aufmerksamkeit, von glühender Ungeduld, aber auch von hartnäckiger Entschlossenheit erfüllt, abhielt.

Während sie so dastand, kam ein Reiter, dem ein Diener folgte, die Straße herabgesprengt. Statt weiter zu galoppiren wie es den Tag über Viele gethan hatten, hielt er vor dem Gefängniß an, warf dem Diener seinen Zügel zu, ging zu der Thür, welche Tahmeroo so sehnsüchtig betrachtete, und schlug mit dem schweren Griff seiner Reitpeitsche dagegen.

Tahmeroo sprang vor, als sie hörte, wie sich die Riegel zu bewegen begannen, aber sie kam um einen Augenblick zu spät. Ein dunkler Gang nahm den Besucher auf und die Thür schwang sich mit einem lauten Klirren zurück, welches die arme Frau in der Erschütterung ihrer getäuschten Hoffnung beinahe zum Weinen brachte.

Der Diener sah die peinliche Bewegung auf ihrem Gesicht und da er ein gutmüthiger Bursche war, der im Augenblick sonst keine Beschäftigung hatte, näherte er sich dem Gefängniß und fragte freundlich, was sie dort wolle.

„Ich will nur, daß die Thür sich öffnen und mich hereinlassen soll," sagte sie mit einem wehmüthigen Blick auf den Eingang, von dem sie so grausam ausgeschlossen worden war.

„Und wen verlangst Du zu sehen, mein hübsches Rothkehlchen? Ich kann Dir etwas sagen, es ist leichter zu jener Thür hineinzukommen als wieder heraus zu gelangen, wie Dir mancher arme Bursche erzählen könnte. Wen suchst Du?"

„Ich verlange meinen Mann zu sehen."

„Deinen Mann?"

„Ja; Capitain Walter Butler."

„Hollah, bist Du seine Frau? Ei, der General ist eben hineingegangen, um mit eigenen Augen zu sehen, ob der Toryspion so krank ist wie er vorgiebt."

„Krank — hast Du gesagt, daß er krank wäre?" rief Tahmeroo, indem sie aschfahl wurde.

„Werde nur nicht so blaß — härme Dich nicht darum — ich habe die Idee, daß es Alles Verstellung ist. Aber der General wird es bald ausfindig machen — es ist nicht leicht, ihn zu betrügen."

„Aber er ist krank — ich muß ihn augenblicklich sehen — hörst Du? augenblicklich — sage mir, wo ich diesen Brief abgeben kann. Man hat mir gesagt, daß der Herr nicht hier sei, aber ich will hingehen, wo er ist — ich will gehen, so weit ich kann, um den Mann zu finden, der die Macht hat, mich durch jene Thür zu lassen."

„Laß mich den Brief ansehen.“

Tahmeroo gab ihm das Schreiben hin, während sie vor Ungeduld zitterte.

„Ei, das ist an General Schuyler selbst gerichtet! Es ist schon recht — warte nur hier und gieb es ihm, wenn er herauskommt — fürchte Dich nicht; so vornehm er auch aussieht, hat er doch ein sanftes Herz wie ein Kind. Nun, nun, sei nicht so betrübt! Es wird schon Alles gut ausschlagen — es geht immer so.“

„War das der Mann, der meinen Gatten im Gefängniß hält?“ fragte Tahmeroo entrüstet. „Mit welchem Rechte — wie kann er es wagen?“

„Still, still — solche Reden nutzen nie etwas. Hier sind gute Worte besser als Kugeln. Laß nur die hellen Thränen wieder in Deine Augen schlüpfen, wenn Du es kannst. Sie werden mehr für Dich thun, als eine ganze Artillerie von Flüchen.“

Tahmeroo hörte kaum seinen Rath, sondern stand mit dem Briefe in der Hand da und beobachtete scharf die Thür. Sie stellte sich zwischen das unruhige Streitroß und den Eingang des Gefängnisses. Endlich klirrten die Riegel, die schwere Thür öffnete sich plötzlich und Tahmeroo sah in der Dunkelheit zwei Männer, die einen Moment in der düsteren Wölbung stehen blieben, um sich zu unterhalten.

Einen von diesen Männern erkannte die Indianerin sofort an dem Glanze seiner Uniform und dem würdevollen Ausdruck seines Gesichts, welches, was die

Breite der Stirn und die ernste Ruhe betraf, die einen gut geregelten Charakter bezeichnet, dem des General Washington selbst nicht unähnlich war.

Nach einem Momente trat Schuyler aus der Dunkelheit heraus. Er war damals vierundvierzig Jahre alt, eine Periode, wo die Triebe der Jugend in dem Herzen wahrhaft großer Männer gereift, aber nicht verhärtet sind.

„Jetzt — jetzt,“ flüsterte der Diener.

Tahmeroo hielt den Athem an und trat langsam vor. Ihr heller unverwandter Blick war auf das Gesicht des Generals geheftet, bis der magnetische Reiz desselben seine Augen auf sie lenkte.

„Was ist das?“ sagte er mit dem Briefe des Missionärs in der Hand stehen bleibend, aber das junge Gesicht mit durchdringenden Blicken musternd, ehe er denselben öffnete. „Ein Brief von — ha! jetzt verstehe ich — und Du bist so weit hergekommen, um Deinen Gatten zu sehen? Noch so jung dazu!“

Tahmeroo konnte nur mit ihrem zitternden Finger auf die Thür deuten.

„Mein Gatte — er ist dort — o mache, daß sich die Thür öffne. Tahmeroo hat keinen Athem zum Sprechen, bis sie dort herein gelassen wird.“

Schuyler lächelte, wendete sich um und klopfte wieder an die Gefängnißthür. Sie wurde schnell geöffnet.

„Führt die junge Frau nach Capitain Butler's Zimmer. Sie ist seine Gattin,“ sagte er zu dem Kerkermeister gewendet. „Seht zu, daß Niemand sie un-

höflich behandelt — aber diese eine Zusammenkunft muß genügen. Morgen wird der junge Mann in die Verwahrung einer Privatfamilie kommen, wo für seine Gesundheit gesorgt werden kann. Hier härmt er sich ab wie ein Panther im Käfig."

Der General kehrte sich zu Tahmeroo, ehe er auf sein Pferd stieg und sagte mit freundlichem väterlichen Ausdruck: „jetzt benutze Deine Zeit auf's Beste, meine arme Kleine. Es ist ein Glück, daß Du mich hier abgefaßt hast, denn ich würde in weniger als einer Stunde wieder nach dem Lager gegangen sein."

Tahmeroo konnte nicht sprechen. Sie sah die Thür offen, warf einen strahlenden Blick der Dankbarkeit auf ihn zurück und schoß durch die Thür.

Schuyler lächelte und murmelte ein paar Mal: „armes, armes Ding!" stieg auf sein Pferd und ritt hinweg.

„Gatte — Walter!"

Butler sprang mit einem Ruf des Entzückens auf. Er lag, als sie eintrat, auf einem niedrigen Feldbett und schien, wie ihn General Schuyler verlassen hatte, von Krankheit erschöpft zu sein.

„Tahmeroo, mein Falke — meine hübsche Klapperschlange."

„O, Du bist krank, Du stirbst," rief die verzweifelte Frau. Sie verlor alle ihre Kräfte und sank an dem Bett, welches er eben verlassen hatte, auf die Kniee nieder.

„Still, still, Kind — schreie nicht so laut, es

ist gar keine Krankheit; sieh, ich bin stark genug, um Dich aufzuheben," und er nahm die junge Indianerin auf seine Arme, trug sie durch das kleine Zimmer, kehrte wieder zurück und setzte sich auf dem Bette nieder, ohne sie aus seinen Armen loszulassen.

Sie sprach nicht, sie weinte nicht. Bei ihm zu athmen, war für sie Glück genug.

„O, Du betrügst Tahmeroo. Dein Gesicht ist weiß wie Schnee, Du — Du —"

„Ich sage Dir, ich bin wohl. Ich habe mich in meinem Leben nie besser befunden," flüsterte er hastig. „Aber meine einzige Aussicht zum Entkommen lag darin, daß ich mich krank stellte. Ich habe zu wiederholten Malen petitionirt, um den General Schuyler zu sehen, aber heute ist er zum ersten Mal gekommen. Ich habe für ihn mein Gesicht weiß und meine Stimme schwach gemacht. Das hat gewirkt, Tahmeroo. Morgen werde ich aus diesem düsteren Kerker geholt und in eine Privatfamilie gebracht werden, wo es Aussicht zum Entrinnen giebt. Bist Du jetzt überzeugt, daß ich nicht dem Tode nahe bin?"

Tahmeroo lachte und drückte ihre Hände fester zusammen, um nicht vor Freuden damit klatschen zu müssen. Ihre Augen blitzten wie Diamanten. Die Aussicht auf das Bevorstehende entzündete ihr indianisches Blut, welches fast ebenso viel Freude an Schlauheit fand wie an Muth.

„Und ich werde mit Dir gehen — ich werde Dich täglich sehen. O, ich besinne mich jetzt — jener stolze

Mann sagte, daß ich nur dieses eine Mal kommen dürfe — nur dieses eine Mal."

„Weine nicht, zittere nicht so. Ein indianisches Weib muß muthig sein," sagte Butler, den ihre Aufregung entsetzte.

Sie erhob den Kopf und schüttelte mit einer Geberde voll königlichen Stolzes das Haar von ihren Schläfen zurück.

„Tahmeroo ist muthig. Sieh', ob Du Thränen in ihren Augen finden kannst."

„Das ist recht. Jetzt höre. Seit Du hereingekommen bist, habe ich an etwas gedacht. Wenn Du nur einen alten Anzug bei Dir hättest, wie ihn die weißen Leute tragen. Aber solche Dinge sind zu phantastisch. Sie werden nie etwas nützen."

„Wie! Du brauchst eine armselige Kleidung, die vom Wasser befleckt und von der Sonne ausgebleicht ist, nicht wahr?"

„Ganz richtig, aber dieser Putz kann nie in den richtigen Zustand gebracht werden."

„Schau her, wird das genügen?"

Tahmeroo knüpfte eines kleines Bündel auf, welches sie unter ihrem Shawl getragen hatte und zeigte die ihr von Mary Derwent gegebene Kleidung, die durch die lange Reise zu Pferde abgetragen und ausgebleicht war und die sie trotz des gegebenen Rathes des Missionärs mit ihrem eigenen glänzenderen Costüm vertauscht hatte, ehe sie ihren Gatten besuchte.

„Das ist gerade, was ich brauche. Verstecke sie — verstecke sie, ehe der Kerkermeister kommt. Jetzt horche — dem Himmel sei Dank, daß Du lesen kannst. Auf diesem Papier wirst Du den Namen einer Familie finden, bei der man mich unterzubringen gedenkt. Die Leute hatten es verweigert, mich heute zu holen, weil sie keine Hülfe hätten. Heutzutage kann man nicht leicht in Albany Dienerschaft bekommen — verstehst Du mich?“

„Ja,“ antwortete Tahmeroo, die seine Gedanken mit Blitzesschnelle erfaßte. „Ich soll diese Kleidung anziehen, mein Haar zurückkämmen, wie ein weißes Mädchen, die an die Arbeit gewöhnt ist, aussehen, und als Magd zu jenen Leuten gehen. Dann, dann — eines Nachts, wenn Alle eingeschlafen sind, muß ich die Schildwache beobachten, ihr Feuerwasser geben oder den Flintenstein von seiner Flinte nehmen, und dann fort nach dem Walde.“

„Mein muthiges, kluges Weibchen!“

Tahmeroo fuhr fort: „meine Krieger sind in der Nachbarschaft und warten mit ihren Pferden — ich habe Gold in meiner Kleidung verborgen — ich werde stark, stolz — es scheint mir, als ob alle unsere Krieger für Dich kämpften und ich sie jetzt anführe.“

Sie fiel vor Freude zitternd in seine Arme.

Er drückte sie an sein Herz — es war nicht ganz schlecht, wenn jenes herrliche Geschöpf daran lag.

„Jetzt geh', mein Vögelchen, geh' — suche das

Haus, welches man zu meinem Gefängniß machen will. Morgen werde ich Dich dort finden."

Tahmeroo erhob sich. Es drängte sie, an's Werk zu gehen. Der Gedanke an die Rettung ihres Gatten ließ sie vergessen, daß er begierig war, sie fortzuschicken. Nur der Kerkermeister sah sie, als sie sich entfernte, aber er wunderte sich über den Glanz ihrer Schönheit, die seit ihrem Eintritt in das Gebäude sich um das zehnfache erhöht zu haben schien.

---

## Sechstes Kapitel.

### Die verkleidete Magd.

Ein Herr und eine Dame von mittlerem Alter saßen in einem von den alterthümlichen Wohnzimmern, welche die Giebelfronte eines alten holländischen Hauses einnahmen, wie man sie noch heutzutage als Ueberbleibsel vergangener Zeiten in Albany sehen kann. Das Zimmer war reinlich, beinahe bis zur Frostigkeit. Blaue Porzellanziegel schmückten den Kaminsims, blaue Fliesen liefen als Borduren um den eichenen Fußboden, der Rock des Mannes war blau, seine Strümpfe hatten blaue Zwickel und das Leinewandkleid seiner Gattin war mit derselben Farbe gestreift. So saßen sie nach Tische in diesem kalt gefärbten Zimmer und unterhielten sich über den seltsamen Gast, den sie auf die dringende Bitte General Schuyler's aufzunehmen eingewilligt hatten, da dieser glaubte, daß die strenge Haft wirklich Butler's Leben gefährdet habe und sich

humaner zu zeigen wünschte, während er doch nicht einen so gefährlichen Mann ganz frei machen wollte.

Während der gute Holländer und seine Frau über die Schwierigkeiten dieses Arrangements sprachen, welche um so größer wurden, als sie ihre einzige Magd verlassen hatte, seit sie gehört, welche neue Ansprüche an ihre Arbeit gemacht werden würden, trat ein gesetzter alter Mann, der dazu bestimmt worden war, den Gefangenen zu bewachen, sobald er kommen würde, in das Zimmer und meldete ein Landmädchen von jenseits des Flusses, welches sich zu vermiethen wünsche.

Dies war ein Glück, welches keine von den Personen im Zimmer erwartet hatte, denn es waren nicht leicht Dienstboten zu erlangen, so lange noch so viel wildes Land zur Bebauung bereit lag und die Arbeiter hauptsächlich dazu verwendet wurden, Häuser für die arbeitenden Classen zu bauen.

Während sie sich in aller Stille Glück wünschten, kam die Dienstsuchende in das Zimmer, ein einfach und zierlich, aber ärmlich gekleidetes Mädchen, trotz der Armseligkeit ihrer Kleidung ungemein hübsch — welches mit der Gracie eines Hirsches in das Zimmer trat und in Tönen sprach, die für diejenigen, für die das Englische die Muttersprache war, viel zu rein erschienen sein würden.

Glücklicher Weise verstand der Holländer nur sehr wenig englisch, und das Mädchen war mit der holländischen vollkommen unbekannt. Da die Unterhaltung

daher nothwendiger Weise zwischen dem Soldaten und dem Mädchen geführt wurde, ließ sich die Sache leicht abmachen. Eine halbe Stunde nach ihrem Eintreten war die Magd in der Küche beschäftigt.

Am nächsten Tage wurde Butler nach seinem neuen Gefängniß gebracht. Er schien sehr schwach zu sein und kaum so viel Kräfte zu haben, um nach der Kammer oben unter dem Giebeldach hinaufzusteigen, die zu seiner Verwahrung bestimmt worden war. Der Soldat bemerkte, daß er aufmerksam die neue Magd betrachtete, als er die Treppe hinaufging und daß ein Lächeln seine Lippen umspielte, als er sie sah. Dies war jedoch nicht zu verwundern. Aeltere Augen, als die seinen, hätten beim Anblick jenes schönen Gesichts aufleuchten können. Es hatte beinahe den gutherzigen Soldaten selbst bethört.

Nachdem der Gefangene in seiner Kammer untergebracht worden war, pflegte die neue Magd ein wenig dort zu zaudern, wenn sie seine Mahlzeiten aufgetragen hatte, und einmal bildete sich der Soldat ein, daß er die Beiden habe zusammen flüstern sehen, als sie die Schüssel hinsetzte. Wenn aber die ländliche Schönheit wieder herauskam, trieb sie ihm alle seine argwöhnischen Gedanken jedesmal mit einem schelmischen Lächeln aus dem Kopfe, welches ihn köstlicher berauschte, als der beste Kornbranntwein, den er je getrunken hatte.

An dem dritten Tage war das Bischen Herz, welches der arme Bursche nach seinem ersten Gespräche

mit ihr noch behalten hatte, völlig aus seiner Verwahrung, und als sie um neun Uhr heraufkam und ihn mit einem reizenden Lächeln in die Küche hinab einlud, wo er eine Kanne heißen Punsches mit Citrone kosten solle, den sie eben gebraut habe, bedurfte es seines ganzen Patriotismus, um eine Weigerung herauszubringen, und er entschuldigte sich deshalb, daß er seine Pflicht that, mit einer solchen Demuth, als ob es eine Sünde gewesen wäre.

Die neue Magd schmollte anfangs ein wenig, aber dann besann sie sich eines Besseren und ließ sich beschwichtigen. Als Pfand der vollkommenen Aussöhnung nach dem kleinen Zanke schlug sie sodann vor, nach der Küche hinabzueilen und den Krug mit Punsch auf seinen Posten heraufzubringen, wo er nach Belieben trinken und rauchen könne, während sie ihm das Glas füllte.

Dies war ein köstliches Arrangement und der Wächter fand daran den größten Gefallen. Er trank von dem Punsch und versuchte die beste Pfeife des Holländers, welche die Magd verstohlen aus dem Zimmer heraufbrachte, nachdem sich ihr Herr zu Bett begeben hatte. So trank und rauchte er, bis Alles um ihn nebelhaft wurde und er von einem halben Dutzend hübschen Mädchen umgeben zu sein schien, die ihm alle Punsch eingossen, von einer unbeschränkten Anzahl grotesker Pfeifen zu schweigen, die vor seiner Nase dampften und einem ganzen Regimente von Musketen, die

sich um sein eigenes vertrautes Schießeisen, welches an der Thür lehnte, zu drängen schienen.

Nach diesem eigenthümlichen Phänomen behauptete der Wächter seinen Posten auch ferner mit großer Hartnäckigkeit, aber er schlief fest und schnarchte wie eine Dampfmaschine, die mit verdoppelter Kraft geht.

Jetzt wurde die Kammerthür leise aufgeschlossen und die hübsche Magd gab Jemand im Innern ein Signal. Unverzüglich erschien Butler, der vollkommen angekleidet war, leise über den Wächter hinwegschritt und seiner indianischen Gattin die Treppe hinab aus dem Hause und durch die engen Straßen von Albany folgte. Ein schneller Gang bis an den äußersten Saum der Stadt, ein leises Pfeifen und aus einem Gehölz kamen ein halbes Dutzend Wilde hervor, die zwei Rosse führten, welche im Walde gezogen und schnellfüßig wie die Hirsche waren.

Tahmeroo sprang auf das eine, Butler bestieg das andere und fort ging es nach dem Wyomingthale, wo Butler wußte, daß sein Vater in Kurzem mit einer Armee von Rächern zu ihm stoßen werde.

---

## Siebentes Kapitel.

### Der Sturm zieht sich zusammen.

Das Jahr 1778 bezeichnet eine furchtbare Epoche in den Annalen unserer Revolution. Sir John und Guy Johnson nebst den Butler's und andere im Staate New-York einheimische Tory's hatten kräftig mit Brant, Königin Esther und Gi-en-gwa-tah cooperirt, deren vereinigter Einfluß den Briten beinahe die ganze Macht der sechs Nationen zuführte. Während alle diese widernatürlichen Combinationen an der Grenze stattfanden — während Brant seine Barbareien auf der einen Seite ausübte und Sir Johnson aus seinem Zufluchtsorte in Canada herüber kam und Alles, wohin er kam, verheerte, und während die reguläre Armee in den Provinzen an der See zu sehr beschäftigt war, um von dort eine Hoffnung auf Unterstützung zu gestatten, wurden die isolirten Städte und Dörfer des damaligen fernen Westens der Schauplatz des unbarm-

herzigsten Kriegssystems, welches jemals unter civilisirten Nationen befolgt worden ist.

Aber alle die Grausamkeiten, die im Jahre 1777 begonnen hatten, waren nichts im Vergleich zu den jetzt beabsichtigten, wo die Wilden sich bereit hielten, massenhaft nach ihrer eigenen unbarmherzigen Weise die Waffen zu führen, und die aus ihrer Heimath vertriebenen Royalisten wo möglich noch blutbegieriger geworden waren, als ihre wilden Verbündeten.

Das Thal von Wyoming war in jenem Jahre besonders exponirt. Seine kräftigsten Männer dienten in der regulären Armee, aber die Zurückgebliebenen sahen nicht nur die ihnen drohende Gefahr voraus, sondern bereiteten sich auch nach besten Kräften dagegen vor. Wintermoot's-Fort war nichts Geringeres als eine Festung des Feindes und der Aufenthalt von Tory's, die aus dem Innern von New-York dorthin geflohen waren, denn die wirklichen Einwohner des Thales waren fast sämmtlich echte Patrioten.

Jene Männer gingen mit schnell bereiter Energie zu Werke, um ihre Schutzwerke zu verstärken. Bereits erbaute Blockhäuser wurden ausgebessert, man machte Palissaden, Zäune und erbaute neue Forts, bis der Fluß oberhalb und unterhalb Wintermoot's-Fort so gut wie möglich gegen den allgemeinen Feind befestigt war.

Aber diese militairische Arbeit wurde in Verbindung mit den gewöhnlichen landwirthschaftlichen Beschäftigungen ausgeführt. Während man Forts erbaute,

wurde Saamen in die Erde gestreut und am ersten Juli 1778 war jeder der Wildniß abgerungene Acker reich mit Getreide bewachsen.

Jeder Farmer hielt sich bei seiner Arbeit zum militairischen Dienste bereit — bereit zur Axt oder sonst etwas zu greifen, sobald ein Hornruf oder der Ton einer Muschel in der Hand eines alten Weibes oder Kindes erschallte, sobald irgend Jemand Gefahr drohte und, wenn es nothwendig war, sein Leben zu ihrer Vertheidigung zu lassen. In jenen Tagen nahmen die Leute ihre Musketen ebenso regelmäßig auf die Wiese oder das gepflügte Feld mit, als sie zur Arbeit gingen.

Die Weiber von Wyoming erhoben sich und nahmen muthig ihre Plätze am Kamin ein, wo sie bereit waren, die Kinder zu vertheidigen, die sich an ihre Gewänder klammerten, wenn der Sohn oder Vater auf der Schwelle gefallen sein würde. Sie arbeiteten wie ihre Männer. Die drohende Gefahr verlieh ihnen bald Kenntnisse, und Frauen, deren Ideen von der Chemie sich nie über die Aschenlauge und die Käsepresse verstiegen hatten, begannen Salpeter zu verfertigen. Sie rissen die Fußboden ihrer Hütten auf, gruben die Erde heraus, legten sie in Fässer, vermischten das durchgezogene Wasser mit Aschenlauge, kochten diese über ihren Feuern und wenn die Masse in ihren Waschzubern kalt wurde, so stieg Salpeter oben auf und auf diese Weise verschafften sie sich einen

Vorrath von Schießpulver. Hiermit aber begnügten sich die Frauen von Wyoming noch nicht. Während die jungen Männer zur Continentalarmee zogen und alle silberhaarige Greise zurückblieben, um die Erde zu bebauen und sich zu Vertheidigungscompagnien zu schaaren, begaben sich zarte Frauen und schwache junge Mädchen auf das Feld und arbeiteten neben den alten Männern, deren Kräfte kaum größer waren als ihre eigenen. Es war ein schöner Anblick, den die amerikanischen Frauen unseres neunzehnten Jahrhunderts im Gedächtniß behalten sollten.

Jenes dem Untergang geweihte Thal hatte wohl Recht, wachsam zu sein. Die sechs Nationen hatten sich gänzlich von den feierlichen Gelübden der Neutralität losgesagt, und kämpften im Bunde mit Brant, den Johnson's und Oberst John Butler am oberen Theile des Susquehanna. Viele von den Tory's aus der Gegend von Wintermoot's-Fort waren mit Klagen über harte Behandlung von Seiten der patriotischen Whigs zu ihnen geflohen. Die armen Leute hatten vergeblich den Congreß um Hülfe angefleht. Der Congreß handelte damals wie jetzt nur langsam, während der Feind schnell bereit und furchtbar war.

Dies war die Lage des Thales von Wyoming zu der Zeit, wo unsere Geschichte dorthin zurückkehrt.

Das erste Signal des sich zusammenziehenden Sturmes kam plötzlich eines Nachmittags gegen den Anfang des Juli, wo Walter Butler, den Jeder in

Albany gefangen glaubte, an der Spitze von acht bis zehn berittenen Wilden erschien, und mit seiner jungen indianischen Frau an der Seite nach Wintermoot's-Fort hinauf galoppirte.

Gerade die Verwegenheit dieses Erscheinens unter seinen erbittertsten Feinden war vermuthlich seine Rettung. Denn ehe die erstaunten Thalbewohner sich noch diese Dreistigkeit vorstellen konnten und während der Schimmer der reichen indianischen Tracht vor ihren Augen blitzte, donnerte seine Cavalcade in das Fort, und ein lautes Triumphgeschrei der darin Befindlichen bewies die Befriedigung, womit er aufgenommen wurde.

---

## Achtes Kapitel.

### Der unerwartete Gast.

Jetzt verbindet eine lange hölzerne Brücke Wilkes-barre mit der Kingstoner Seite des Susquehanna. Ein geräumiges und vortreffliches Hotel steht auf der Krümmung der Straße, wo sie von ersterem Platze herüber kommen und man hört fast stündlich das Pfeifen der Dampfmaschine, wenn ein Eisenbahnzug das Thal herauffliegt, über die Steinkohlenlager hinweg, über den breiten Fluß bei seiner Vereinigung hin und nach der Gegend fort, wo der indianische Kriegspfad den Lackawanna entlang angelegt worden war. Im Jahre 1778 gab es aber weder eine Brücke noch ein Hotel, wenn nicht ein niedriges Blockhaus, vor dem eine prächtige Ulme stand, und das durch einen roh gezimmerten Stall, einen mächtigen Heuschober und ein Schindeldach größere Wichtigkeit erhielt, ein solches genannt werden konnte. Ein Wirthshaus war es allerdings, denn ein roh gemaltes Schild hing knarrend

und klirrend in dem dichten Laube der Ulme, und man sah die Hühner, welche sich um den Heuschober schaarten, stets flattern und nach Verstecken eilen, sobald ein Reisender aus dem schattigen Wege hervor kam, der über die Wilkesbarrer Berge führt — eine Art von Schüchternheit, die man selten in Privathäusern bemerkt, außer wenn sich ein reisender Pfarrer oder ein Schulmeister nähert, der die Kost abwechselnd bei den Mitgliedern der Gemeinde hat.

In dem Innern der Schenke Tante Polly's, denn jenem ehrbaren Frauenzimmer gehörte das Blockgebäude mit seinem Schilde, war nur wenig Eleganz, aber alles zur Bequemlichkeit Nothwendige zu finden. Zwei kleine viereckige Zimmer, die durch eine Breterwand getrennt wurden, waren von der Küche abgeschieden. Das eine war das Schlafzimmer Tante Polly's selbst, während das andere, welches dem Wanderer als Schlafzimmer, Speisezimmer und Wohngemach diente, den gewöhnlichen Hausrath von Holzstühlen, einen Spiegel, über dem ein frischer Spargelzweig hing, einen mit Weißtannensprossen gefüllten Kamin, ein mit Tüchern von der weißesten Leinwand bedecktes Bett und eine Decke von blau und weißer Wolle besaß. Etwas später an dem Abend, welcher von Butler's Rückkehr Zeuge gewesen war, schritt ein Mann ungeduldig in diesem kleinen Zimmer auf und ab und öffnete mehr als einmal die Thür, welche nach der Küche führte, um Tante Polly's Vorbereitungen zum

Abendessen zu beschleunigen. Diese ruhelose Ungeduld ihres Gastes machte Tante Polly selbst etwas unmuthig. Sie sagte, daß sie es so schnell mache, wie sie könne, und das Antreiben sei ihr verhaßt.

Bei jeder Unterbrechung stieß jedoch die gute Alte ein unglückseliges Hühnchen mit verzweifelter Energie in den Kessel mit heißem Wasser zurück, der auf dem Kamin vor ihr stand und riß eine Handvoll von dem triefenden Gefieder nach der anderen mit einem Eifer ab, der den hungrigsten Reisenden, der jemals gastliche Aufnahme bei ihr verlangte, hätte befriedigen können.

Ein mit Kartoffeln gefüllter eiserner Topf und ein Theekessel hingen wie ein Märtyrer in dem lodernden Feuer, und Alles war in gutem Fortgang zu einer behaglichen Mahlzeit, als der junge Mann in die Küche trat, als ob er des Alleinbleibens müde sei und mit Tante Polly zu plaudern begann, während sie das unglückselige Huhn zerschnitt, nachdem es rein und federlos aus dem heißen Bade, worein sie es getaucht hatte, herauskam.

„Ich sehe, daß Ihr Alles nett und reinlich, wie immer erhaltet, Tante Polly,“ sagte er sich in dem Gemach umschauend, wo man jedoch größere Zeichen von Verwirrung wahrnehmen konnte, als bei der ordentlichen alten Jungfer gewöhnlich war.

„Es ist nichts zu rühmen,“ antwortete Polly, indem sie den Kopf schüttelte und nach dem Webstuhle

schaute, der in der einen Ecke stand und einen aufgerollten Flickenteppich erblicken ließ. Ein Weifrad und ein paar Weberschiffchen lehnten an dem schweren Pfosten; das eine war abgewunden und von dem anderen hingen ein paar grobe Fäden herab. „Ich weiß nicht, wie es zugeht, Capitain Butler, aber Ihr macht immer, daß ich Alles durcheinander werfe, wenn Ihr kommt. Ich hatte noch heute Abend ein paar Ellen von dem Teppich weben wollen — jeder Andere, als Ihr, würde sich mit einem kalten Imbiß begnügt haben. Aber Ihr seid mit Euren Speisen ungeheuer lecker, Capitain, und seid es immer gewesen."

„Nun, es ist schon gut, Polly. Ihr wißt, daß ich stets bereit bin, zu bezahlen, was ich genieße. Sagt mir aber, ob es in dem Thale nichts Neues giebt. Ich sehe, daß Ihr ein neues Fort jenseits des Flusses habt. Wer commandirt dort?"

„Wer? Nun, Edward Clark, Euer alter Schulkamerad, wenn ich auch nicht denke, daß man diese Woche dort sehr wachsam sein wird — der Capitain hat jetzt bessere Fische zu schmoren. Ihr habt doch nicht vergessen, wie regelmäßig er auf Freiers Füßen zu der alten Mutter Derwent gegangen ist?"

Da Tante Polly keine Antwort erhielt, beschäftigte sie sich damit, die Gliedmaßen des Huhns mit einem großen hölzernen Löffel umzurühren, während ihr Zuhörer mit einer Stirn, die jeden Augenblick düsterer, und einem Schritt, der im gleichen Maße schwerer wurde, auf und ab ging.

Die Wittwe wischte sich den Schweiß vom Gesicht und blickte ihn forschend an.

„Ei, was ist über Euch gekommen?“ sagte sie. „Ihr seht plötzlich schwarz wie eine Gewitterwolke aus.“

„Diese Woche; sagtet Ihr nicht, daß Edward Clark und Jane Derwent so bald getraut werden würden?“

„Ja, sie werden auf der Insel Hochzeit halten, ehe der Sonntag kommt.“

„Welchen Tag und welche Stunde — wißt Ihr die Stunde?“

„Nun, nein. Ich denke nicht, daß sie es auf die Minute genau nehmen werden.“

„Der Rebellenhund denkt also, daß er Jane Derwent bekommen wird?“ rief Butler, indem er zornig stehen blieb und sein geröthetes Gesicht der Wittwe zukehrte. Dann wendete er sich ab und murmelte zwischen den Zähnen: „Bei dem Gott, der mich geschaffen hat, diesmal werde ich ihm den Spaß verderben.“

„Gott sei uns gnädig, wie toll Ihr ausseht,“ sagte Tante Polly. „Ihr treibt mir beinahe das Haar zu Berge. Aber Euer Anblick war schon genug dazu. Ei, wir Alle dachten, daß Ihr schon längst todt und gehangen wäret.“

„Und darüber habt Ihr Euch gewiß gefreut?“

„Für die Mannsleute kann ich nicht antworten, da ich nicht immer genau weiß, wo ich sie finden soll. Was mich betrifft, so sind die Männer in dieser Gegend zu wenig, als daß wir Weibsvolk sie gehangen wünschten.“

„Aber Eure kostbaren Patrioten, wie sie sich selbst nennen, würden mich gewiß so hoch wie Haman hängen, wenn sie Gelegenheit dazu hätten, die ich ihnen aber nicht zu geben gedenke, wenn ich auch thöricht genug war, hierher zu kommen.“

„Ei, sie haben nicht das Recht, Euch hier anzurühren, Capitain. Die Gesetze des New-Yorker Staates sind doch hier nicht giltig?“

„Es giebt kein's, das ich nicht mit einer Kugel beantworten würde,“ entgegnete Butler heftig. „Schweigt also ein- für allemal darüber, daß ich hier gewesen bin oder irgend Etwas gesagt habe. Es wird Euch schlimm ergehen, wenn Ihr es thut.“

„Ei, wie Ihr doch redet — es ist doch kein Unheil gegen das Thal im Werke, Capitain? Edward Clark würde sich nicht überreden lassen, aus dem Fort zu gehen, selbst um getraut zu werden, wenn er das dächte.“

Butler beachtete ihre Frage nicht, sondern stellte schnell eine Reihe von Erkundigungen über die Familie auf der Monockonockinsel an und wußte der alten Jungfer schlau einen ziemlich genauen Bericht über die jetzt im Thale befindlichen Streitkräfte zu entlocken. Endlich vernahm er draußen ein Geräusch, welches Tante Polly augenscheinlich nicht hörte, und er erschrak und lauschte. Er nahm die Uhr heraus, steckte sie hastig wieder ein, murmelte Etwas vor sich hin und verließ das Haus, ohne an das Abendbrod zu denken, das er vor wenigen Minuten noch so ungeduldig verlangt hatte.

„Ich wollte doch, daß Eine White hier wäre. Mein Heu wird darunter zu leiden haben, wenn der Capitain selbst sein Pferd füttert," flüsterte die alte Jungfer, als sich die Thür schloß, „der Bursche achtet eine Metze Hafer nicht mehr, als ob es Heckſel wäre. Ich wollte nur, er beeilte sich; die Speisen sind beinahe fertig und ich fange an, selbst etwas hungrig zu werden. O, beinahe hätte ich es vergessen. Die Toryburschen verlangen allemal Thee — wie mir es scheint, nur, um uns zu ärgern, aber eine Schenke ist eine Schenke, und so lange mein Schild dort an der Ulme hängt, sollen die Reisenden Alles bekommen, was sie verlangen, wenn ich es selbst habe."

Bei diesen Worten öffnete Tante Polly einen Schrank, nahm eine kleine Blechbüchse heraus, welche das ihr verhaßte Kraut enthielt, füllte den kleinen runden Deckel, strich ihn mit dem Finger ab und schüttete den Thee zum Ziehen ein. Dann breitete sie ein schneeweißes Tischtuch im besten Zimmer auf, stellte das gut zubereitete Huhn, die dampfenden Kartoffeln, einen Teller mit Brod und ein Stückchen goldgelber Butter darauf, und vollendete das Anrichten durch Tellerchen mit eingemachten Holzäpfeln und wilden Pflaumen zu beiden Seiten. Nachdem Alles bereit war, setzte sie sich bei einem kleinen Seitentischchen nieder, welches kaum größer war, als ein Lichtscheerteller, rückte darauf die Milchkanne und Zuckerschaale zurecht und murmelte voll Ungeduld über das lange Ausbleiben ihres Gastes:

„Ich möchte nur wissen, was in aller Welt ihn so aufhält — ich hätte schon längst mein ganzes Vieh gefüttert haben können. Walter Butler war sonst nicht gewöhnt, so lange für sein Pferd zu sorgen, ehe er selbst aß. Du lieber Gott, die Sauçe an dem Hühnchen fängt an, dick zu werden — der geschmorte Kohl ist eiskalt und der Thee wird sich zu Tode ziehen. Ich wünschte nur — o, hier kommt er."

Die alte Jungfer heiterte sich auf, als sie Schritte durch die Küche kommen hörte; sie ergriff die Theekanne und begann das lau gewordene Getränk in die kleinen irdenen Tassen zu schütten, welche nur hervorgelangt wurden, um die Torygäste zu regaliren, die ihr Haus beehrten.

„Kommt herein und langt zu, Capitain — Euer Abendessen wird ganz kalt," sagte sie, ohne die Augen von den Theetassen zu erheben. „Ich habe schon eine Ewigkeit gewartet."

„Ich hoffe, daß ich keinen Irrthum begangen habe, gute Frau," antwortete eine fremde Stimme in der Küche auf ihre gastliche Einladung. „Ich hatte dies für ein Wirthshaus gehalten."

Tante Polly setzte die Theekanne hin, ihre Hände sanken in den Schooß und sie riß erstaunt die Augen auf. Unter der Thür, wo sie zuletzt ihren jüngeren Gast gesehen hatte, stand ein langer stattlicher Herr, der augenscheinlich von höherem Range und weit würdevollerer gebietender Haltung war, als irgend eine

von den Personen, die noch je bei ihr ein Obdach gesucht hatten. Er hielt den Hut in der Hand und einige graue Haare mischten sich unter die dunklen Locken, welche seine hohe Stirn umringelten. Der Ausdruck seines Gesichts war der starrer Entschlossenheit, und doch lag in dem Lächeln, womit er die erstaunte Wirthin anblickte, eine Milde, die es beinahe gewinnend machte. Er trat mit einer höflichen Ungezwungenheit in das Zimmer, welche Tante Polly weit besser fühlen als verstehen konnte.

„Ich hoffe, daß ich mich nicht irre, — wenigstens werdet Ihr mir nicht einen Theil von diesen verlockenden Gerichten verweigern,“ sagte er, indem er Hut und Peitsche auf das Bett legte.

Tante Polly hatte jetzt ihre Sprache wieder erlangt. „Ihr habt Euch nicht geirrt. Dies ist ein Wirthshaus, welches Speise für Mann und Pferd verspricht und Alles erfüllt, was es verheißt,“ sagte sie mit pomphafter Gastlichkeit. „Setzt Euch also her und langt zu, was da ist. Ich habe das Wirthshaus hier schon seit zehn Jahren. Laßt Euch nicht nöthigen, wenn Ihr ein Abendbrod verlangt — es ist Alles fertig. Ich fing schon an zu denken, daß ich es umsonst zubereitet hätte. Nach dem Aussehen Eures Rosses schließe ich, daß Ihr Thee trinkt.“

Der Fremde setzte sich an den Tisch und nahm die ihm dargebotene Tasse.

„Ihr habt für andere Gäste Zurüstungen getroffen,“

bemerkte er, als sie aufstand, um aus dem Schranke noch eine Tasse zu holen.

„Ja — Capitain Butler wird bald genug herein kommen, denke ich, aber es läßt sich nicht berechnen, wann."

Der Fremde blickte mit einem gewissen Interesse auf, als der Name genannt wurde. „Sprecht Ihr von Capitain Walter Butler?" fragte er.

„Ja, sein Name ist Walter. Und er ist ein ungeheuer kluger Bursche — aber einer von den abscheulichsten Tory's. Kennt Ihr ihn, wenn ich fragen darf?"

„Könnt Ihr mir sagen, wie er aus der Gefangenschaft entkommen ist und durch welche Mittel er das Thal erreicht hat?" sagte der Fremde, ohne dem Anschein nach ihre Frage zu beachten.

Tante Polly brach in ein schallendes Gelächter aus, welches das Zimmer mit solchen Tönen erfüllte, wie sie zuweilen ihre Hühner vom Roste aufgescheucht hatten.

„Wie er entkommen ist? Ich habe mich nur gewundert, wie Jemand ihn hat festhalten können. Ei, er ist ein Fuchs, ein Aal, ein Wiesel. Von allen den Burschen aus dem Hudson- und Mohawkthale, die in Wintermoot's-Fort ein- und ausschwärmen, ist er der schlimmste. Man sagt, daß er in der letzten Zeit eine Menge Geld dadurch erlangt hat, daß er that, als heirathe er eine von den hübschesten kleinen Squaws, die Eure Augen sehen können. Manche sagen, er sei wirklich und ernstlich getraut, aber ich glaube nicht

Alles, was ich höre — es ist wahrscheinlich eine Art von indianischer Hochzeit — ein Springen über den Besenstiel gewesen. Er ritt heute Nachmittag dreist wie ein Löwe mit ihr durch das Thal und eine Bande von wilden Indianern folgte ihm. Ich denke, daß bald einmal die ganze Bande über uns herfallen wird."

„Aber die Mutter der Indianerin — ist sie im Thale?"

„Katharine Montour? ist das die Person, nach der Ihr fragt? denn wenn sie es ist, so habe ich die Frau einmal gesehen und sie ist eine recht vornehme Dame. Ich habe die goldene Guinee, die sie mir gab, noch in meiner Börse."

„Und Ihr habt sie gesehen?"

„Ja, mit meinen beiden Augen, und das ist mehr als viele Leute sagen können. Sie trat vor General Washington und mich — das heißt, mein Pferd, Sir, und nicht der Oberbefehlshaber — gerade wie der Engel vor Bileam stand. Anfangs dachte ich beinahe, daß ich stumm geworden wäre und daß der General für mich würde sprechen müssen, er mochte wollen oder nicht."

„Aber die Dame — wie sah sie aus? verändert — älter — war sie schön?" rief der Mann mit vor Aufregung bebender Stimme, während er bis jetzt so ruhig und gemessen gesprochen hatte.

„Hübsch? vermuthlich meint Ihr das. Nun ja, ich sollte meinen, daß fast Jeder die Dame hübsch genug genannt haben würde. Sie war vielleicht nicht

mehr so jung wie sie einmal gewesen ist, aber Gott sei uns gnädig, keine Königin auf ihrem Thron konnte vornehmer aussehen."

„Und schien sie glücklich — zufrieden zu sein?"

„Nun, das läßt sich schwer sagen. Die Weiber schwatzen nicht gleich Alles heraus, was sie auf dem Herzen haben. Sie sah etwas sorgenvoll aus, aber ich kann nicht sagen weshalb. Wenn Ihr jedoch lange in dieser Gegend bleibt, und mein Nebenzimmer steht leer, wenn Ihr es haben wollt — so werdet Ihr sie wahrscheinlich selbst sehen. Wenn die junge Indianerin hier ist, kann Katharine Montour nicht weit sein. Vor ein paar Jahren war der ganze Stamm bei Campbell's Ledge im Lager und hielt eine große Berathung mit den Indianern von der Windschlucht. Ich hoffe, daß sie das nächste Mal nicht zu einem schlimmeren Zwecke kommen werden."

„Und habt Ihr Euch mit der Dame unterhalten?"

„Ja, ich meine, daß man das, was zwischen uns gesprochen wurde, als Unterhaltung betrachten kann. Sie schickte eine Botschaft zu Mary Derwent und ich überbrachte sie. Das Gespräch drehte sich fast nur darum."

„Und ist das Alles, was Ihr mir von ihr sagen könnt?" rief der Fremde in einem Tone bitterer Enttäuschung, welcher die alte Jungfer mehr und mehr für ihn interessirte.

„Das ist Alles, was ich weiß. Wenn Ihr aber

mehr von ihr zu hören verlangt, so wird Euch der indianische Missionär eine Menge sagen können. Er war eben im Lager, als sie jene Berathung hielten und hat mit ihr von Angesicht zu Angesicht gesprochen."

„Und wo ist der Missionär zu finden?"

„Nun, wo er jetzt ist, würde sich schwer bestimmen lassen. Er war fast das ganze vergangene Jahr im Thale, aber vor ein paar Monaten ist er nach Philadelphia gegangen, um dem Congreß und General Washington zu sagen, daß sie uns unsere eigenen Soldaten schicken sollten, um uns zu behüten, wenn sie nichts weiter thun können. Er muß aber um diese Zeit zurückgekehrt sein, und es sollte mich nicht wundern, wenn Ihr ihn in seinem alten Hause an Toby's Wirbel fändet. Er hat dort in der Gegend eine Hütte, gerade auf der Stelle, wo die Klapperschlangen die Indianer verscheuchten, als sie auf dem Wege kamen, um seinen Vorgänger zu tödten. Wie hieß er doch gleich, Mr. Zin — Zin — Zin — "

„Zinsendorf wird wohl der Name sein," sagte der Reisende mit einem ernsten Lächeln. „Ich erinnere mich des Umstandes. Ihr haltet es also für möglich, daß ich den Geistlichen bei Toby's Wirbel finde? Könnt Ihr mir sagen, welche Richtung ich einschlagen muß?"

„Haltet Euch nur stromabwärts, bis Ihr an eine Stelle kommt, wo der Fluß eine solche Krümmung macht." Hier bog Tante Polly ihren Ellbogen zu einem Winkel, den sie sich vergeblich bemühte, in eine

Curve zu verwandeln, welche die prächtige Halbmond-krümmung beschreiben sollte, die dort das Ufer des Susquehanna bildet und unter dem Namen Toby's Wirbel bekannt ist.

„Wenn Ihr die Stelle erreicht habt, so werdet Ihr sie an den großen Sikamorenbäumen mit ihren weißen Blüthenbüschelu erkennen. Bittet nur Jemand, daß er Euch die Hütte des Missionärs zeigen soll. Ihr könntet sie nicht verfehlen, wenn Ihr es selbst sogar versuchtet."

Der Fremde dankte ihr ernst, legte ein Goldstück auf den Tisch und ging eben so ruhig hinaus, wie er eingetreten war.

Tante Polly sprang auf, ging nach der Hinter-thür und schrie kräftig über das Kohlbeet hinweg nach Sine White, dem Knecht, der den ganzen Winter bei ihr gewesen war, daß er heraneilen und das Pferd des Gentleman herausbringen möge. Während die Worte aber noch auf ihren Lippen waren, hörte sie den Hufschlag eines Pferdes. Sie lief nach dem Vor-derfenster und sah ihren Gast im scharfen Trabe fluß-abwärts reiten.

„Nun, das geht mir doch über alle Begriffe," sagte die alte Jungfer, indem sie die Guinee in die Handfläche legte und sie entzückt bald von dieser, bald von jener Seite betrachtete. Ich möchte nur wissen, wer es sein kann."

Mit diesen Worten zog die Wirthin ihren Schroot-



beutel aus einem Eckschranke, besichtigte die bereits darin enthaltenen Goldstücke mit liebevoller Neugier und legte ihren neuen Schatz zu ihnen.

„Nun, das war Glück,“ sagte sie, indem sie mit einem schmunzelnden Lächeln den Schrootbeutel wieder zuband. „Ich möchte nur wissen, was nachkommen wird. Wenn es zu regnen anfängt, so gießt es auch. Das Gold ist gekommen und jetzt muß ich an etwas Anderes denken. Ich möchte nur wissen, wo sich Eine White versteckt hat. Wenn Capitain Butler das Hühnchen nicht haben will, so kenne ich keinen Menschen, der ein besseres Recht dazu hätte, als Eine White.“

Während sie noch die Schüssel zudeckte, um sie bei dem Feuer nieder zu setzen, warf Tante Polly einen zufälligen Blick auf das Hinterfenster und erblickte hier zu ihrer großen Ueberraschung das Gesicht ihres Knechtes Eine White, welcher neugierig hereinspähte.

„Nun, das ist doch zu viel,“ sagte sie, und die neue Entdeckung, welche eben in ihr aufgedämmert war, ließ sie bis an die Augen erröthen. „Wenn das Geschöpf nicht anfängt, eifersüchtig zu werden, so will ich nicht Polly heißen. Er hat wahrscheinlich den vornehmen Herrn für einen Freier gehalten. Das könnte recht gut sein — nun, ich werde ihm nichts davon wissen lassen, daß ich ihn beim Lauschen ertappt habe.“

Tante Polly beschäftigte sich bei dem Feuer und bestärkte sich in ihrem großmüthigen Entschlusse, bis

sich leise die Thür öffnete und Sine vorsichtig den Kopf hereinsteckte und einen scharfen Blick im Zimmer umherwarf.

Tante Polly lächelte befriedigt und begann nachdrücklich das Feuer zu schüren, obwohl sie der Versuchung nicht widerstehen konnte, die ganze Zeit über Seitenblicke nach der Thür zu werfen.

„Wo ist er? — Still, sprecht leise — wo ist der Schuft hingegangen? Ich habe draußen auf dem Hofe ein Dutzend kräftige Bursche, die mit Sensen und Heugabeln bis an die Zähne bewaffnet sind, und ein schöner Strick hängt schon für ihn an einem Balken in der Scheune. Diesmal werde ich mich nicht auf die Gesetze verlassen. Sie sind keinen Bindfaden werth, sonst würde er schon längst abgethan sein. — Sprecht, wo ist er?"

Tante Polly war zwar über den Gedanken an Sine's Eifersucht erfreut genug, wenn sie aber diese grimmige Gestalt annahm und daran dachte, daß einer von ihren Gästen nach dem andern an einem Balken in ihrer eigenen Schenke gehängt werden sollte, begann die ganze Sache eine Form anzunehmen, die ihr nicht eben behagte.

„Mr. White," sagte sie würdevoll, „was meint Ihr damit? Kann ich nicht in meiner eigenen Küche mit einem Reisenden sprechen, ohne daß Ihr von Sensen, Heugabeln und Stricken reden müßt?"

Sine antwortete nicht, sondern ging spähend in der Küche umher, wo er die Schränke öffnete und

unter die Tische blickte, bis er in das Vorzimmer kam, wo er seine Nachforschungen noch genauer fortsetzte. Endlich öffnete er die Thür zu Tante Polly's Schlafzimmer und trat ein. Die weißen Vorhänge des Bettes waren in Bewegung und seine Augen begannen zu glänzen. Er zweifelte nicht, daß der Gegenstand seiner Nachforschungen dort sei. Er erhob vorsichtig mit dem Daumen und Zeigefinger den Saum des Bettvorhanges, bückte sich und schaute darunter. Hier begegnete er aber nur den glühenden grünen Augen der Katze Tante Polly's, die unvorsichtiger Weise den Vorhang in Bewegung gesetzt und auf diese Art Sine White in ein Dilemma versetzt hatte, denn als er den Mousselin sinken ließ und eben im Begriff war, sich aus seiner gebückten Haltung zu erheben, stand Tante Polly mit grimmiger Entrüstung vor ihm.

„Mr. Sine White, was soll das heißen?“

„Ich muß ausfindig machen, ob der verdammte Schuft in diesem Hause versteckt ist oder nicht,“ antwortete Sine, indem er sich wüthend in dem kleinen Gemache umsah. „Er ist mein Gefangener. Ich habe ihn selbst in German Flats gefangen, ehe ich hierher kam. Wenn die Narren in Albany ihn losgelassen haben, so werde ich kurzen Prozeß mit ihm machen und diesmal soll er fest genug hängen.“

„Von wem in aller Welt schwatzt Ihr da?“

„Nun, natürlich von dem Butler. Laßt mich nur die Hände an ihn legen. Weiter sage ich nichts.“

„Ei, Capitain Butler ist vor einer Stunde fort," sagte Tante Polly mit tief gekränktem Tone.

„Nach welcher Seite?"

„Ich weiß es nicht. Er hat sich fortgeschlichen, ohne Adieu zu sagen. Ich hatte eben sein Abendessen für Euch aufgehoben."

„Und ich habe mir alle die Mühe umsonst gegeben? Hol' der Henker den Burschen."

„Nun, wollt Ihr noch nicht bald hinausgehen?" fragte Tante Polly, und sie glitt zu dem Bett heran, wo ihre Nachthaube einen von den Pfosten krönte. Sie riß dieselbe hinweg, versteckte sie geschickt hinter sich und murmelte vor sich hin: „ich würde mir noch nicht so viel daraus gemacht haben, wenn sie nur einen Besatz gehabt hätte." Dann fügte sie etwas spitz hinzu: „Kommt, das Huhn wird ganz kalt werden."

Sine wendete sich um und folgte ihr nach der Küche. Das Mißlingen seines Anschlages, seinen Gefangenen wieder zu erlangen, betrübte ihn tief und er sendete die Farmer, die sich mit Freuden zu seinem Beistande versammelt hatten, mit einer niedergeschlagenen Miene fort, die dem betrübten Ausdrucke Tante Polly's mehr als gleich kam. Sie war den ganzen Abend über ungewöhnlich mürrisch, schüttete eine unendliche Menge Wasser in die Theekanne, nahm das Eingemachte wieder fort, ehe Sine es noch gekostet hatte, und benahm sich überhaupt auf eine ganz unerklärliche Weise.

## Neuntes Kapitel.

### Das erste Scharmützel.

Die unbestimmten Gerüchte, welche auf eine unerklärbare Weise die Bewohner von Wyoming erreicht hatten, und die jede Haushaltung mit Bestürzung erfüllten, waren nicht ohne Begründung. Eine Streitmacht von elftausend Mann unter dem Befehl des Oberst John Butler, die aus Toryjägern, einem Detachement von den königlichen Grünen Johnson's und sechshundert auserlesenen Tapferen von den Shawnee- und Senecastämmen bestand, hatte bereits das Geneseeland durchzogen. Sie hatten sich an der Tiogaspitze in Canoe's eingeschifft, welche sie an der Mündung des Bowman's Creek zurückließen, wo sich die ganze Schaar am 2. Juli im Lager befand.

Die Streitkräfte der Wilden wurden von Königin Esther, Gi-en-gwah-tah und zwei bis drei Senecahäuptlingen befehligt. Katharine Montour befand sich bei

der Armee, denn einer von den Indianern, der zum Entkommen Walter Butler's aus Albany beigetragen, hatte ihr gesagt, daß er mit seiner Gattin sofort nach Wyoming gegangen sei und in Wintermoot's-Fort das Erscheinen seines Vaters erwarten würde.

Die Hoffnung, ihr Kind zu sehen und eine peinliche Furcht, daß bei dem wilden Kriege, der dem Thale bevorstand, jenes Engelsmädchen auf der Monockonockinsel zu Schaden kommen könne, hatten sie gezwungen, sich an Scenen zu betheiligen, gegen die sich ihre Seele empörte, und sie öffnete täglich die Augen mit größerem Schrecken, als der furchtbare Kriegsruf ihres Stammes jener friedlichen Gegend näher und näher kam.

Aus dem Lager von Bowman's Creek wurden Späher abgesendet und eine kleine Abtheilung von Kriegern fuhr bei Nacht den Fluß hinab. Sie stand unter der Anführung des jüngsten Sohnes der Königin Esther, eines hübschen Kriegers, der begierig war, sich die erste Adlerfeder in den bevorstehenden Kämpfen zu verdienen, und nachdem er sich diese Begünstigung von der Königin und seinem stolzen Bruder erbeten hatte, seinen Blutweg antrat.

Der Häuptling und seine Krieger schwammen Jeder mit einer Büchse zu Füßen und einem Tomahawk oder scharfen Messer im Gürtel den Susquehanna hinab, wie eine Heerde rother Vögel.

Ihre Körper schimmerten von Kriegsmalerei, ihre muskulösen Arme führten kräftig die Ruder. Von Zeit

zu Zeit, während sie an dem Berghang vorüber kamen, erschallte ein halblauter Kriegsruf über das Wasser und verrieth ihre ungeduldige Kampflust.

Als sie aber die felsige Schlucht des Susquehanna erreichten, wurde Alles todtenstill. Eine Heerde Vögel konnte nicht stummer den Strom hinabschwimmen. Etwa eine Meile oberhalb des Forts Jenkins gingen sie an's Land. Dieses Fort befand sich in den Händen der Patrioten und der Häuptling dürstete, einen wichtigen Schlag in dem Kampfe zu führen. Statt sich nach Wintermoot's-Fort zu begeben, verließ er mit seinen Kriegern den Fluß. Sie übersprangen die Palissaden wie eine Heerde Wölfe und überfielen das Fort.

Hinter jenen rohen Blöcken lagen aber tapfere Männer in Bereitschaft — alle Männer mit kühlem Muthe und eisernen Nerven. Drei von ihnen fielen vor dem Fort, wo sie keine Gefahr ahnend sich im Sternenschein unterhalten hatten. Die Wilden stürmten herein, um ihr Werk zu beendigen, aber sie wurden von einem so plötzlichen und heftigen Musketenfeuer empfangen, daß ein halbes Dutzend kräftige Gestalten auf die Männer niederfiel, die sie ermordet hatten. Dann erschallte der Knall einer einzelnen Büchse — ein durchdringender Schrei — der jüngste Sohn der Königin Esther sprang hoch in die Luft und stürzte todt auf den Rasen nieder, den er so begierig gewesen war, in Blut zu baden.

Das Scharmützel hatte keine halbe Stunde gedauert, als sich die wilde Schaar unter dem Deckmantel der

Nacht zurückzog, die Leiche ihres Häuptlings in ein Canoe legte und mit einem leisen einförmigen Todesgesang, der in der tiefen Einsamkeit der Wälder widerhallte, den Fluß hinabfuhr. Als sie bei Wintermoot's-Fort anlangten, hoben sie ihren Häuptling wieder heraus und trugen ihn unter fortwährendem Absingen jenes klagenden Todtenliedes in das Fort.

Die Garnison erwachte. Es kamen Bewaffnete heraus und trugen die Körper der todten Krieger in die Einfriedigung.

Tahmeroo, die wach geblieben war, weil sie die Rückkehr ihres Gatten erwartete, hörte die Todtenklage ihres Stammes und folgte vor Besorgniß erbleichend dem Schalle. Eine Kriegergruppe saß mit in die Gewänder vergrabenen Gesichtern auf der Erde. Die Todtenklage war verstummt, aber das Schweigen war noch feierlicher, als es jene trauernden Stimmen gewesen waren.

Mitten in der Gruppe sah sie am Boden die Gestalt eines Häuptlings liegen, dessen prunkende Kriegstracht in schweren Massen um die Leiche gefaltet war. Die Indianerin hielt den Athem an, schlich leise herbei und blickte von Furcht erfüllt auf das Gesicht des Todten hinab. Es war der Bruder ihres Vaters! Sie fragte nicht, sondern kauerte sich unter den stummen Kriegern auf der Erde nieder und war ebenso still wie der Todte, den sie betrauerte.

Nach einiger Zeit erhob sich ein junger Krieger

aus dem Kreise und ging hinaus. Niemand sprach, Niemand blickte auf, aber sie wußten Alle, daß er sich entferne, um der Königin die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes zu überbringen.

Langsam und mit ununterbrochener Eile schlich der einsame Wilde am Flusse hinauf. Er unterbrach von Zeit zu Zeit die tiefe Stille des Gebirges mit dem Todtenschrei. Der einsame Spottvogel antwortete ihm aus den Wäldern, und in den Pausen zwischen den melancholischen Klagerufen verspottete ihn die schlaflose Eule, daß er nicht statt seines Häuptlings gestorben sei. Der Morgen graute, als er das Lager von Bowman's Creek erreichte. Die Königin Esther lag bereits wach in ihrem Zelte. In der That konnte auch Niemand sagen, ob die Alte jemals schlafe.

Man konnte zu jeder Zeit der Nacht, gleichviel mit welcher Nachricht, zu ihr kommen und stets sicher sein, sie mit den wachsamen Augen zu finden, welche nie einen Augenblick zu schlummern schienen. Als der Krieger die Matte am Eingang ihres Zeltes erhob und so ernst im Scheine ihres glimmenden Feuers dastand, heftete sie einen Blick auf ihn, der wie Stahl in ihn einzuschneiden schien. Plötzlich nahm der Blick einen furchtbar beunruhigten Ausdruck an. Die steinernen Züge bewegten sich und runzelten sich krampfhaft. Der düstere Feuerschein konnte nicht allein diese Schatten auf ihrem Gesicht verbreiten. Es hatte die Farbe der Asche angenommen.

Er legte den an der Schneide gerötheten Toma-

hawk, das scharfe Scalpirmesser und die Büchse, welche ihrem Sohne gehört hatte, zu den Füßen der alten Königin nieder. Er vernahm ein Rascheln unter ihren Gewändern, wie das dürrer Zweige im Winter und ihr Kopf senkte sich langsam auf ihre Brust, während ihre grimmigen Augen kälter und schärfer als wie Todeswerkzeuge auf diese niederschauten.

---

## Zehntes Kapitel.

### Das Hochzeitsgeschenk.

Am Morgen nach den im vorigen Kapitel beschriebenen Ereignissen erhob sich Tante Polly frühzeitig und ging fleißig an ihre vielseitigen Arbeiten. Sie bereitete das Frühstück für sich, half die Kühe melken und brachte überhaupt das Haus in Ordnung. Augenscheinlich lasteten Gedanken von großer Wichtigkeit auf Tante Polly's Geist, denn sie war während der ganzen Frühstückszeit sehr zerstreut, obgleich sie gegen Sine ein ungewöhnlich sanftes und beinahe zärtliches Benehmen zeigte.

„Nun, Sine," sagte sie, als er vom Frühstück aufstand, „sattelt General Washington, bis ich die Teller aufgewaschen habe, denn ich werde geradewegs nach der Insel gehen."

„Jane Derwent und Clark werden sich also wirklich verheirathen?"

„Das ist für sie das Beste! Wenn ein Mann sich entschlossen hat, ein Frauenzimmer zu fragen, ob sie ihn

haben will, so nutzt es nichts, es bis zum jüngsten Tage aufzuschieben. Er thut am besten, wenn er sogleich spricht."

Sine stimmte ihr mit einem zweifelnden Kopfschütteln bei. Seine Gedanken hatten sich der untreuen Betsey zugewendet und er bemerkte weise, daß die Weiber wetterwendische Geschöpfe seien.

„Manche wohl," antwortete Tante Polly. „Aber nicht Alle. Ich liebe die Frauenzimmer, die selbst zu einem Entschlusse kommen können. Aber achtet auf das, was ich sage, Mr. White. Wenn ein Mann eine Frau haben will, die zu irgend etwas nützt, so darf er keine kleine Närrin von fünfzehn oder sechszehn heirathen — kein Mädchen taugt zum Heirathen, ehe es fünfunddreißig alt ist."

Sine nickte mit dem Kopfe.

„Habt Ihr jemals meine Aussteuer gesehen, Sine? Wenn sie nicht schon längst benutzt worden ist, so hat es nicht an dem Mangel an Anträgen gelegen."

Sine hatte diese wundervolle Aussteuer noch nie gesehen und Tante Polly versprach sie ihm einmal zu zeigen. Schließlich schlenderte er zu seiner Arbeit und Tante Polly begann den Tisch abzuräumen. Als Alles in Ordnung war, setzte sie sich vor den Webestuhl, auf den der unbeendigte Flickenteppich gespannt war, den sie Jane Derwent als Hochzeitsgeschenk versprochen hatte. Sie rollte das bereits fertige Stück ab und blickte es bewundernd an.

„Es hat nie einen hübscheren Teppich gegeben,"

sagte sie. „Nein, niemals. Das Orange in der Kette ist goldgelb wie eine Guinee und ich habe nie ein hübscheres Blau gesehen. Ich glaube doch nicht, daß er in ein Zimmer in dem neuen Hause Edward Clark's passen würde, und ich sehe nicht ein, was Jane damit thun will. Junge Leute dürfen nicht mit Prunk und Flitter ihre Wirthschaft anfangen."

Sie faltete den Teppich langsam zusammen und betrachtete ihn dabei mit begierigen Blicken.

„Ich werde ihr wohl ein Bettdecke heraussuchen müssen," fuhr sie langsam fort. „Das wird ihr eben so lieb sein und es ist ein besseres Hochzeitsgeschenk. Die Leute können wohl ohne Teppich auskommen, aber eine Bettdecke müssen sie haben."

Sie begab sich in eine leere Kammer hinauf und öffnete die Commode, worin die verschiedenen Gegenstände, die zu ihrer selbstbelobten Aussteuer gehörten, zusammengepackt waren. Hier lagen Haufen von Leinwand und Bettzeug, die durch das lange Liegen gelb geworden waren. Von dem letzteren wählte sie eine Bettdecke von blau und weißem Wollgarn aus und breitete sie über das Bett.

„Nun, die ist ungeheuer hübsch, es ist mir beinahe verhaßt, mich davon zu trennen. Die Mutter hat mir geholfen, als ich sie machte und es ist mir, als ob es nicht ganz recht sein würde, wenn ich sie weggebe. Ich werde Jane statt dessen ein paar Betttücher und Kissenzüge schenken."

Sie nahm die Tücher und Kissenzüge heraus, strich den Besatz glatt und bewunderte ihre Feinheit. Sie sahen eleganter aus als je und Tante Polly entschied, daß die Tücher allein schon ein genügendes Geschenk sein würden. So schlug sie die Kissenzüge wieder zusammen und legte sie in den Schubkasten zurück, wo sie früher geruht hatten. Trotzdem war sie noch nicht befriedigt und schwankte lange Zeit zwischen einer Wolldecke und den Betttüchern. Aber Jane's Hauswirthschaft war dazu bestimmt, beide zu entbehren. Tante Polly's Auge fiel auf ein Packet mit Gegenständen, die zum Schmucke einer Kinderwiege bestimmt zu sein schienen. Selbst in ihrer keuschen Einsamkeit berührte sie die alte Jungfer nur mit verschämtem Zaudern.

Sie rollte das Bündel auseinander und nahm zwei Flickendecken heraus, die einander vollkommen glichen und von ihren eigenen schönen Händen aus prächtigen bunten Kattunflicken zusammengestickt waren. Sie verglich und maß sie, um zu sehen, daß kein Unterschied zwischen ihnen sei und wählte schließlich diejenige, die um einen Viertelzoll kürzer war als die andere.

„Sie ist groß genug," murmelte sie zerstreut. „Man kann damit ein Jahrkind zudecken und mehr kann kein vernünftiger Mensch verlangen."

Nachdem sie ihre Entscheidung getroffen hatte, schien sie ruhiger zu sein, legte die übrigen Gegenstände sorgfältig bei Seite, sprengte frisches Lavendelwasser darüber und verschloß ihre Schätze von Neuem. Dann nahm

sie die Decke mit einer hastigen Bewegung auf und eilte die Treppe hinab, als fürchte sie noch länger dort zu bleiben, weil sie dann auch diese vielleicht wieder einschliessen würde.

Ehe Sine noch General Washington aus der Scheune gebracht hatte, war Tante Polly bereit. Sie hatte heroisch ihren schönsten Flaschenkürbis gepflückt und stand unter dem Vordach des Hauses. Ihr ungeheurer Hut saß mit einem herausfordernden Anstrich auf ihrem Kopfe und in ihrer Hand hielt sie die mächtige Frucht, welche zu einem Trinkbecher für einen der Riesen des Alterthums hätte ausgehöhlt werden können.

Endlich erschien Sine und führte den alten Schimmel zu dem Baumstumpfe heran, welcher zum Aufsteigeblock diente und wo Tante Polly mit dicht an sich gezogenem Rocke stand, als schicke sie sich zum Untertauchen an.

„General Washington sieht wie gemalt aus,“ sagte sie mit einem bewundernden Blicke auf den alten Gaul. „Nun, ich habe immer gesagt, Sine White, daß Ihr ein Pferd besser striegeln könnt, als irgend ein Anderer in Wyoming. Ei, der alte Bursche glänzt wie ein Spiegel. Ich kann die Männer nicht ausstehen, die nachlässig mit einem Pferde umgehen. Ich würde keinen solchen heirathen, wenn er auch zehn Säcke mit goldenen Guineen hätte. Denn wenn er ein unvernünftiges Thier nicht gut behandeln kann, so möchte ich wissen, was er mit einer Frau anfangen würde?“

„Geht Ihr sogleich zu Mutter Derwent?“ fragte

Sine mit einiger Gleichgiltigkeit gegen die Bemerkung Tante Polly's.

„Ja, ich werde zusehen, daß sie Alles in Ordnung haben. Jetzt bringt den General und helft mir hinauf."

Die alte Jungfer ließ die eine Hand auf dem Sattelhorn und die andere auf der Schulter Sine's ruhen, der seinen kräftigen Arm um ihren Leib legte und sie, ehe sie noch Widerstand leisten konnte, wenn sie auch wirklich dazu geneigt gewesen wäre, auf den Sattel hob.

„Nun, so was lebt nicht," rief sie entrüstet, obgleich ihre Mundwinkel ein geheimes Vergnügen verriethen. „Ich habe noch nie so einen Mann gesehen — schämt Ihr Euch nicht — macht, daß Ihr fortkommt — wie, wenn Jemand vorüber gekommen wäre und Euch gesehen hätte?"

„Seht Ihr, ich habe nicht anders gekonnt, Tante Polly."

„Tante Polly!" schrie die alte Jungfer mit herausforderndem Zorn, „Miß Carter, wenn es Euch beliebt — das ist mein Name! Ihr seid mir ein manierlicher Bursche. Ihr steht in einem schönen Alter, daß Ihr mich bei einem solchen Namen nennt! Macht Euch fort, und wenn der Garten nicht rein gegätet ist, ehe ich wiederkomme, so braucht Ihr nicht viel gute Worte von mir zu erwarten."

„Erboßt Euch nur nicht," sagte Sine, der entweder wirklich bedacht war, sie zu beschwichtigen oder von dem Wunsche getrieben wurde, seiner Aufgabe zu entgehen.

„Ich habe es nicht böse gemeint. Die Burschen und Mädchen nennen Euch so."

„Nun, Ihr seid kein Bursche und auch kein Mädchen. In Eurem Haar ist das Grau deutlich genug zu sehen!"

„Seid nur nicht tückisch," sagte Eine, indem er ihren Zügel erfaßte, als sie die Absicht blicken ließ, hinwegzureiten. „Ich werde meine Zunge nie wieder verbrennen, seid nur gut, Miß Carter."

Die alte Jungfer legte die Hand auf seine Schulter und sagte mit ihrem freundlichsten Lächeln:

„Legt den Kürbis in meinen Schooß, Eine, und hängt das Bündel an das Sattelhorn. Ihr könnt mich Polly nennen — daraus mache ich mir nichts, wenn ich auch nicht weiß," fügte sie mit tugendhafter Bedenklichkeit hinzu, „ob es das richtige Benehmen ist, ehe die Leute getraut sind."

„Es kann nichts schaden," erwiederte Eine weise, indem er den Tabak in seinem Munde auf die andere Seite drehte, „es kann nichts schaden, wenn sie auch nicht die Absicht haben, sich zu heirathen."

„Ja, das kann es!" erwiederte die Jungfrau, „kein Mann soll mich Polly nennen, der nicht die Absicht hat, mich ehrlich zu heirathen, das kann ich Euch sagen."

Eine trat einen Schritt zurück und zeigte nicht den Eifer, das Jawort auszusprechen, welches Tante Polly zu erwarten schien, und sie schnalzte abermals unwillig mit der Zunge, um General Washington anzutreiben.

„Werdet Ihr zu der Hochzeit hinaufkommen?“ fragte sie kurz.

„Ich denke wohl. Edward Clark hat mich gebeten, die Geige zu spielen, damit sie ein wenig tanzen können.“

„Nun, ich wollte, Ihr ginget nicht — es würde für mich sehr unangenehm sein.“

„Warum in aller Welt soll ich nicht hingehen, Miß Carter?“

„Sie lachen mich Alle so aus,“ sagte Tante Polly mit interessanter Verwirrung.

„Weshalb lachen sie Euch aus — weil es mir beliebt, zu geigen?“

„Wegen Eures Benehmens,“ antwortete sie entrüstet. „Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich ihnen Alles erzählt habe, was Ihr mir gesagt habt. Wenn ich es gethan hätte, so weiß ich, daß meine Freunde darauf bestehen würden, daß ich die Sache geradewegs in Ordnung brächte — aber ich bin schwer dazu zu bringen — sehr schwer, Sine.“

Ihre Hand senkte sich wieder auf seinen Arm herab, und diesmal nahm Sine dieselbe freiwillig.

„Seid Ihr das wirklich?“ fragte er zweifelhaft. „Ich glaube, nicht sehr schwer — seid Ihr es, Tan — Polly?“

„O, Sine, Ihr hättet Euch nicht so plötzlich aussprechen sollen. — Wir Mädchen sind verschämte Geschöpfe. Nun, ich weiß es nicht. Ich würde keinem andern Manne das Jawort geben, wie Euch eine Menge

aus Erfahrung sagen könnten, aber da Ihr es seid, Sine, so — nun, so laßt den Steigbügelriemen etwas weiter herab."

Sie faßte den Rocksaum behend um ihre Füße zusammen, während Sine diesen Dienst verrichtete, und ließ ihre Hand auf seiner Schulter ruhen, als sie sich wieder zurecht setzte. Sine sah etwas verblüfft aus und schien die Ehre, welche ihm Tante Polly erwiesen hatte, nicht zu ahnen, aber er ließ sie sich mit einer besseren Miene gefallen, als zu erwarten gewesen wäre, und nannte sie sogar bei ihrem Taufnamen.

„Jetzt gehe ich," sagte die alte Jungfer mit vor Freude geröthetem Gesichte. „Ich werde Einige von den Mädchen einladen müssen, daß sie auf einige Zeit zu mir kommen und bei mir bleiben. Es würde nicht anständig sein, wenn wir allein im Hause blieben. Wir werden deshalb wohl auch die Sache beschleunigen müssen, denn sie können Alle nicht lange vom Hause wegbleiben. Adieu, Sine, Ihr braucht nicht in den Garten zu gehen — adieu; vorwärts, General Washington. Kommt bald hinüber, Sine — und o, Ihr werdet frischen Pfefferkuchen in dem Steintopfe finden; ich habe Euch ein gutes Mittagsessen bereit gestellt. Adieu, Sine!"

Sie ritt davon, während Sine in tiefe Gedanken versunken auf der Straße stehen blieb.

„Nun," sagte er endlich, indem er ein frisches Stück Tabak in den Mund steckte, „sie scheint zu denken,

daß Alles abgemacht sei. Ich wüßte nicht, daß ich viel dagegen einzuwenden hätte. Ich möchte Betsey Willets auch zeigen, daß ich mich keinen Pfifferling darum kümmere, daß sie Jim Davis heirathet — hol' sie der Henker! Die alte Jungfer ist es werth, daß man sie nimmt. Die Farm hier ist so gut, wie nur eine in ganz Wyoming, und die Wirthshauskundschaft nicht so schlecht, wie sie sein könnte. Ich könnte weiter gehen und schlechter wählen. Uebrigens pflegte mein Alter zu sagen, daß es nicht manierlich sei, einem geschenkten Gaule in's Maul zu schauen. Nun, wenn es ihr paßt, so mag es meinetwegen geschehen."

Sine schüttelte philosophisch den Kopf und wendete sich, den Yankee-Doodle pfeifend, der Scheune zu. Dann und wann vernahm man einige tremulirende Variationen, die in die Melodie des hundertsten Psalms überzugehen drohten, wenn das Bild der treulosen Betsey vor ihm auftauchte. Aber Sine tröstete sich, indem er sich in der netten, gedeihlich aussehenden Besitzung umschaute und fing eifriger, als je, zu pfeifen an, wobei er die Stellen, welche er vorher übergangen hatte, mit einer Festigkeit wiederholte, welche selbst Tante Polly befriedigt haben würde.

Die alte Jungfer ritt dem Flusse zu, und als sie die Krümmung der Landstraße erreichte, welche nach dem Fort Forty führte, erblickte sie vor sich eine Schaar von Soldaten zu Pferde und zu Fuße, welche dem Fort zumarschirten.

„Was in aller Welt können sie vorhaben?“ rief Tante Polly, indem sie General Washington zu größerer Eile trieb.

Sie ritt unbedenklich auf die kleine Abtheilung zu, und da sie in dem Anführer einen Bekannten entdeckte, rief sie: „Ei, Capitain Slocum, was ist im Werke?“

„Nichts besonders Wichtiges, Miß Carter,“ antwortete er. „Im Fort Jenkins sind gestern Abend einige Leute erschossen worden und Walter Butler ist mit einer Bande Indianer im Thale. Wir müssen auf unserer Hut sein.“

„Wir werden doch nicht heute ein Gefecht haben?“

„Ich kann es nicht sagen. Es kann jede Minute kommen.“

„Nun, thut Eure Pflicht, Capitain Slocum, thut Eure Pflicht,“ sagte Tante Polly mit dem Tone, womit sie Revolutionsreden hatte halten hören. „Wyoming erwartet, daß Ihr Alle Euren Mann stellen werdet — daß Ihr für die Wittwen, die Waisen und besonders für diejenigen jungen Frauenzimmer sorgt, die noch nicht ihren natürlichen Beschützer erlangt haben.“

„Wir werden unser Bestes thun, Miß Carter,“ erwiederte der Capitain mit einem unterdrückten Lächeln und einem tadelnden Blick auf seine Leute, die durch Tante Polly's Beredtsamkeit mehr belustigt als von ihr gerührt zu werden schienen.

„Ich weiß, daß Ihr das werdet, ich kann mich auf Euch verlassen, Capitain,“ antwortete die alte

Jungfer belobend, als fühle sie, daß eine große Verantwortlichkeit auf ihren Schultern ruhe. „Wenn Ihr ein Pferd braucht, Capitain, so schickt nach General Washington. Ihr sollt ihn gern haben. Der alte Bursche hat an zu viel Exereiertagen Pulver gerochen, um sich vor Tory's oder Indianern zu fürchten."

„Ich danke Euch; wenn wir Veranlassung dazu haben, so werde ich ihn holen lassen," sagte der Capitain, und er versuchte weiter zu marschiren, was aber ein schwieriges Manöver war, da Tante Polly sich gerade vor der Truppe aufgestellt hatte.

„Thut es, Capitain, und," fügte sie hinzu, während sie den General zurückhielt, da er geneigt zu sein schien, den Soldaten Platz zu machen, „wenn Ihr ein Traktament für Eure Leute haben wollt, so habe ich im Keller ein Faß mit Jamaikarum, der ein gutes Theil besser ist als Alles, was Ihr in der letzten Zeit gekostet habt. Ich gebe ihn Euch gern."

„Das ist sehr freundlich von Euch," antwortete Slocum, während seine Leute mit lebhaftem Interesse zuhörten. Aber er hatte Tante Polly zu schnell unterbrochen.

„Laßt sie trinken, so viel sie wollen," sagte sie. „Ich weiß, daß Ihr ein zu guter Mann seid, um mich um ein Glas zu betrügen, Capitain. Ich kann mich auf Euch verlassen — Eine White wird Euch zeigen, wo es ist."

„Vorwärts, Leute," rief der Befehlshaber. „Wir versäumen hier Zeit."

„Gott behüte uns, rennt Einen nur nicht um, Leute!“ schrie Tante Polly. „Ich und der General sind keine Tory's, Capitain.“

Aber die Leute marschirten, ohne ihrer Einwendungen zu achten, vorwärts, und die alte Jungfer sah sich genöthigt, ihnen auszuweichen.

„Vergeßt den Rum nicht,“ schrie sie ihnen nach. „Wir werden morgen schon abrechnen, Capitain.“

Sie ritt ohne fernere Unterbrechung weiter, während sie der Insel gegenüber ankam. Sie stieg mit dem Flaschenkürbis unter dem Arme ab, nahm das kleine Bündel vor sich vom Sattel, lockerte den Bauchgurt ein wenig und schickte den General den Abhang hinauf, indem sie ihn mit der Hand auf den Rücken klopfte. Ein kräftiger langer Ruf brachte in Kurzem Mary Derwent aus dem Hause und nach wenigen Momenten hatte ihr kleines Canoe das Ufer und Tante Polly erreicht.

„Siehst Du, Mary, ich bin frühzeitig herüber gekommen,“ sagte sie. „Ich dachte, daß Ihr eine Menge zu thun haben würdet. Hier nimm das Bündel — greif es vorsichtig an, es ist Etwas für Jane. Ich wollte nur, ich hätte auch den Sattel mitgenommen, denn er könnte von den schuftigen Tory's gestohlen werden.“

„Sind sie wieder auf den Beinen?“ fragte Mary ängstlich.

„Ja, Capitain Slocum hat es mir gesagt. Ich traf ihn und seine Leute auf dem Wege nach Fort

Forty. Ich habe ihnen gesagt, was ihre Pflicht ist, und sie schauten ganz ernüchtert aus."

„Ich fürchte, daß uns entsetzliche Zeiten bevorstehen," sagte Mary Derwent. „Das Thal ist noch nie in solcher Verwirrung gewesen, wie jetzt. Edward Clark konnte gestern Abend nur wenige Augenblicke bei uns bleiben und wird erst heute Abend wiederkommen."

„Das ist recht," rief Tante Polly. „Es ist nicht anständig, daß er kommt, ehe der Pfarrer da ist. Ich selbst bin nie getraut worden, aber ich weiß so gut wie irgend Jemand, was dabei schicklich ist — es giebt nichts Besseres, als vorbereitet zu sein. Man weiß nie, wenn ein Antrag kommen kann."

Sie blickte Mary sehr bedeutsam an, aber das arme Mädchen war zu besorgt und unruhig, um die Eigenthümlichkeit in dem Benehmen der alten Jungfer zu beachten.

„Sprecht kein Wort, was die Großmama und Jane beunruhigen könnte," sagte sie, als sie die Insel erreichten. „Es wird doch nichts nützen."

„Natürlich nicht. Wenn hast Du je gehört, daß ich das unrechte Wort zur unrechten Minute gesprochen hätte? Gieb mir den Kürbis, Mary. Greife ihn vorsichtig an — so ist es recht."

Sie ging auf das Haus zu und Mary folgte ihr langsam, nachdem sie das Canoe festgebunden hatte. In der kleinen Küche roch es nach gebratenem Huhn und verschiedenen anderen Speisen, die für den Abend

vorbereitet wurden. Mutter Derwent buk eben Pfannkuchen, als Tante Polly eintrat, und sie wischte ihre mehligen Hände an der carrirten Schürze ab, um ihre freundliche Begrüßung mit gebührender Herzlichkeit zu erwiedern.

„Nun, Jane," sagte die alte Jungfer, indem sie sich zu Jane kehrte, die mit großem Fleiße Pfannkuchenteig ausrollte, „wie geht es Dir? Siehst Du, wir müssen früher oder später Alle einmal daran — aber du meine Güte, der Gedanke benimmt mir den Athem. Ich kann es nicht so gut ertragen wie Du."

„Ei, Tante Polly, Ihr denkt doch nicht auch an das Heirathen?" lachte Jane.

„Es sind schon sonderbarere Dinge geschehen," erwiederte die Alte. „Die Männer sind so halsstarrige Geschöpfe. Man kann sie nicht los werden, wenn sie sich einmal Etwas in den Kopf gesetzt haben — man muß ja sagen, man mag wollen oder nicht."

„Wer ist denn der Mann, der Euch so sehr zusetzt?" fragte Jane mit munterem Lachen.

„Nein, das kannst Du nicht — mir kannst Du kein Geheimniß ablocken," sagte Tante Polly und wendete in erheuchelter Verwirrung ihr Gesicht ab, was Jane ungemein belustigte. Endlich erlangte sie ihre Fassung wieder, nahm den Kürbis von dem Tische, auf den sie ihn gelegt hatte und hielt ihn der alten Dame hin.

„Wie steht es mit Euren Pasteten, Miß Derwent?"

„Nun, ziemlich gut. Wir haben Erdbeeren und Brombeeren genug, und auch getrockneten Kürbis.“

„Getrockneten Kürbis!“ wiederholte die alte Jungfer mit furchtbarer Geringschätzung. „Versucht einmal den hier. Wahrhaftig, getrockneten Kürbis!“

„Das wird erst die rechte Würze geben — jetzt bringt mir ein Messer. Ich werde ihn bald zerschnitten haben.“

Der Tag verging unter eifriger Geschäftigkeit für Alle, obwohl Mary's Herz von schlimmen Ahnungen erfüllt war, die sie nicht laut werden ließ. Sie hörten nur wenig von dem ununterbrochenen Geplauder, welches aus Tante Polly's Mund floß, während ihre Hände so geschäftig waren.

Endlich zog die alte Jungfer Jane geheimnißvoll in das innere Zimmer und deutete auf ein auf dem Bette liegendes Bündel.

„Hier ist ein Geschenk für Dich, Jane,“ flüsterte sie. „Sage nichts davon. Ich gebe Dir es sehr gern.“

Ehe Jane noch ihren Dank aussprechen konnte, hatte Polly das Bündel aufgeknüpft und hielt dem erstaunten Mädchen eine kleine Flickendecke für ein Kinderbett hin, welche als Curiosität werthvoll sein mochte und deren Mittelpunkt von einer bunten aufgehenden Sonne gebildet wurde.

„Ich wußte, daß ich Dir nichts Nützlicheres und Hübscheres geben konnte,“ fuhr sie selbstgefällig fort, während Jane sie mit verwirrter Ueberraschung anblickte.

„Es ist keine gewöhnliche Decke — sie gehört zu meiner eigenen Aussteuer. Ich habe sie mit diesen beiden Händen zusammengestickt. Ich habe noch eine andere, die gerade so ist, nur daß das Mittelstück rosa und blau ist. Aber die mußte ich behalten," fügte sie flüsternd hinzu, „denn es ist nicht gut, wenn man sich gänzlich entblößt."

Jane versuchte etwas zu murmeln, aber die unterdrückte Lustigkeit im Verein mit ihrer Verwirrung erhielt sie stumm.

„Siehst Du, das ist weit besser für Dich, als der Teppich, von dem wir gesprochen haben, der ist noch lange nicht fertig und ich arbeite so langsam. Uebrigens dürfen junge Leute sich auch nicht mit solchen Dingen verhätscheln. Das Dielenscheuern ist die gesündeste Arbeit, die Du haben kannst, und ich denke wirklich, daß die Teppiche ungesund sind. Sie machen, daß man sich allemal erkältet, wenn man in's Freie kommt."

Jane sprach ihre vollkommene Befriedigung über das Geschenk aus und Tante Polly gerieth in eine vertrauliche Unterhaltung mit ihr, und ehe sie noch in die Küche zurückkehrte, hatte sie ihr unter dem Versprechen des tiefsten Geheimnisses ihre beabsichtigte Heirath mit Sine White anvertraut. Jane war ihrem Versprechen getreu, da aber Tante Polly im Laufe des Nachmittags Mary und die alte Großmutter der Reihe nach insgeheim vornahm und Beiden unter dem gleichen

Gelübde des tiefsten Schweigens die interessante Neuigkeit mittheilte, fand Jane's Worttreue nicht den gebührenden Lohn.

Ehe es vier Uhr schlug, war Alles in Bereitschaft und das ganze Haus in Ordnung.

„Nun," sagte Tante Polly, indem sie mit liebevollem Stolz auf die Reihen von Pasteten und die mächtigen Haufen von Kuchen und Pfannkuchen schaute, „wenn Jemand eine bessere Bewirthung verlangt, als diese, so mag er sie selbst vorrichten, weiter sage ich nichts. Wenn ich mich jemals verheirathe — ich will nicht sagen, daß ich es im Sinne hätte — aber wenn ich es jemals thue, so werde ich mich nicht lumpen lassen — ich werde eine gute und reichliche Bewirthung geben, das sage ich Euch."

Endlich entschlüpfte Mary, um ein paar ruhige Momente zum Nachdenken zu erlangen, und Jane begab sich in das äußere Zimmer, um die letzte Hand an den einfachen Brautschmuck zu legen, der auf der Bettdecke ausgebreitet lag. Tante Polly und Großmutter Derwent setzten sich vor der Thür nieder, um ein ruhiges Geplauder zu halten, und als die Mädchen aus ihrem Gesichtskreise waren, nahm Tante Polly insgeheim mehrere Prisen aus der Dose der alten Dame, jedoch keineswegs mit dem Anstrich eines Neulings, sondern wie ein Frauenzimmer, das sich nach einer Periode strenger Selbstverleugnung erquickt.

---

## Elftes Kapitel.

### Das Begräbniß des Häuptlings.

Eine volle halbe Stunde saß Königin Esther bewegungslos in jenem düsteren Schweigen da. Ihre Augen waren mit einem dumpfen starren Blicke auf die Waffen zu ihren Füßen geheftet, der furchtbarer war als der wüthendste Ausbruch des Zornes.

Endlich erhob sie sich langsam, legte die Büchse und das Skalpirmesser sorgfältig bei Seite, nahm den Tomahawk ihres todten Sohnes in die Hand und verließ geräuschlos das Zelt. An dem Eingange begegnete sie dem Häuptling Gi-en-gwa-tah, winkte ihm mit einer gebietenden Geberde, ihr zu folgen, und schritt nach dem jetzt wach gewordenen Lager, indem sie ihre kurzen Befehle mit eisenharter Stimme erließ.

Von der Abgeschiedenheit ihres eigenen Zeltes aus beobachtete Katharine Montour die hastig getroffenen Vorbereitungen zum Aufbruch und ihr Herz wurde beim

Anblick jener starren Gesichter erschüttert, als die alte Königin und ihr Sohn hinausgingen, denn sie begriff nur zu gut, was ihre Ruhe verkündete.

Sie wagte kein Wort der Gegenrede. Das muthigste Herz würde davor zurückgebebt sein, jenem harten Weibe Trotz zu bieten. Es war noch immer mitternächtiges Dunkel und die glimmenden Feuer verbreiteten nur einen schwachen Schein, der die harten Gesichter erleuchtete, die wie Schatten zwischen den Zelten umherglitten, während die Mondsichel wie ein blutiges Schwert als Zeichen des herannahenden Kriegsgetümmels am Rande des westlichen Horizonts zitterte.

Endlich löste sich eine Abtheilung von Kriegern, die mit Büchse und Tomahawk bewaffnet und mit Kriegsmalerei bedeckt waren, von der großen Masse ab, stieg auf ihre Pferde und hielt am äußeren Saum des Lagers. Das Roß der Königin Esther wurde herbeigeführt. Es schimmerte von Juwelen, welche ihren früheren Opfern entrissen worden waren, ihr Tomahawk blitzte am Sattelknopfe und der Kopf ihres Pferdes war mit Rabenfedern geschmückt, die bei jeder Bewegung seines stolzen Halses langsam hin und her wallten. Katharine sah die alte Königin wieder ihr Zelt verlassen, während sie die Waffen, welche ihr Sohn in der letzten Schlacht geführt hatte, in der Hand behielt. Sie schritt mit strenger Ruhe durch die Gruppen von Indianern, legte die eine Hand auf den Sattel und schwang sich mit einer einzigen Bewegung ihres muskulösen Armes

hinauf. Ohne einen anderen Schall als den gedämpften Hufschlag ihrer Pferde auf dem kurzen Rasen zog die Schaar unter Anführung der Königin hinaus und verschwand in der Finsterniß.

Die Hauptmasse der Indianer und die Armee der Weißen, welche in einiger Entfernung gelagert war, blieb noch in ihrer Position, obgleich man Vorbereitungen zum Abmarsch unter ihnen bemerkte, die von den Indianern in einer dumpfen Geräuschlosigkeit betrieben wurden, welche weit furchtbarer war, als das Geschrei und die Flüche, die aus den Toryzelten erschallten.

Katharine Montour sah Alles, hörte Alles, bewegte sich aber nicht. Der Häuptling näherte sich ihrem Zelte kein einziges Mal, und obwohl eine schwere, ernste Beklemmung auf ihr lastete, wußte sie doch, daß die geringste Gegenrede nur den Rachedurst des Shawnee's vermehren würde. Sie bewegte sich nicht eher von der Stelle, als bis Alles zu ihrem Aufbruch bereit war und ihr Pferd zum Eingang ihres Zeltes geführt wurde.

Das Detachement unter Anführung Esthers verfolgte schnell den felsigen Pfad, welcher nach dem Susquehanna führte. Nach einem Ritte von etwa zwanzig Meilen erreichten sie den Fluß Campbells Ledge gegenüber, setzten dort über den Strom und ritten in dem Thale weiter, ohne zu einem anderen Zwecke zu halten, als während Königin Esther einen Späher vorausschickte, um zu sehen, daß ihr Weg nach dem Fort unbelästigt sein würde.

Sie hatten da Halt gemacht, wo die fallende Quelle

weiß und gespenstig im Morgengrauen den steilen Abgrund herniedersprang. Jenseits derselben ragten die riesigen Massen der Felswände empor und zu ihren Füßen strömte der Fluß in heiterer Ruhe hin, ohne den dem Untergange geweihten Bewohnern des Thales eine Warnung zu ertheilen.

Während der Abwesenheit des Spähers blieb die Stille ununterbrochen. Die Krieger schaarten sich in unheilverkündender Stille zusammen, und Königin Esther, die ihr Pferd in einiger Entfernung hatte abgesondert halten lassen, saß mit locker auf dessen Halse liegenden Zügeln da und heftete ihre Augen auf den noch in ihrer Hand befindlichen Tomahawk. Der Indianer kehrte zurück und auf sein Zeichen schlug die Schaar den Kriegspfad ein, der beinahe die gleiche Richtung verfolgte, wie die heutige Landstraße, und den Fluß bei allen seinen Krümmungen begleitete.

Dicht über Pittston vereinigen sich der Susquehanna und Lackawanna, und auf ihrem Vereinigungspunkte liegt eine noch jetzt malerische kleine Insel am Busen der Gewässer. Die Schaar machte auf dem Susquehannaufer dieser Insel gegenüber Halt. Ein Fährkahn, welchen die Bewohner der Gegend zum Flußübersetzen benutzten, wurde losgebunden und die ganze Schaar nach dem entgegengesetzten Ufer gerudert. Hier machte sie von neuem Halt und wartete, bis die Hauptmacht der Tory's und Wilden mit Gi-en-gwa-tah an ihrer Spitze und Katharine Montour in ihrer Mitte herankam.

Auf Befehl des Häuptlings ließ die indianische Schaar ihre Pferde nach der kleinen Insel hinüber schwimmen. Ihr Anführer leitete dabei das Roß Katharinen's und begann unverzüglich darauf die Zurüstungen zum Aufrichten ihres Zeltes.

Die Tory's unter Anführung Esthers und ihrer Schaar setzten den Marsch über die Ebene fort, welche damals von rauschenden Wäldern bedeckt war. Als der Morgen grau und kühl anbrach, erhob sich Wintermoot's-Fort, die Festung der Tory's, mit seinen Palissaden und Außenwerken vor ihnen.

Bei ihrem Herannahen wurden die Thore geöffnet und die ganze Armee zog ein. Die bereits im Fort Befindlichen drängten sich neugierig heran, um die alte Königin zu betrachten, aber sie schien ihre Blicke nicht wahrzunehmen; stieg sofort vom Pferde und folgte dem Befehlshaber in das Zimmer, wohin der Körper ihres Sohnes getragen worden war.

Tahmeroo saß bei der Leiche auf dem Fußboden, aber sie erhob den Kopf nicht, als die Thür geöffnet wurde, und Königin Esther bewegte sich der Bank zu, wo der Körper lag, ohne die Anwesenheit ihrer Enkelin zu beachten. Sie stand ohne eine Spur von Bewegung bei dem todten Häuptling. Ihr Körper blieb starr, keine Muskel bewegte sich, keine Wimper zitterte, ihre unbewegliche rechte Hand hing an ihrer Seite herab und der blitzende Tomahawk wurde immer noch von ihren Fingern umfaßt.

Die Indianer traten in das Zimmer, erhoben die Leiche und trugen sie mit einer leisen Todtenklage hinaus, die die feierliche Stille, welche alle im Fort Befindlichen bewahrten, mit ominösem Schalle unterbrach.

Unter jener Gruppe von erschütterten Zuschauern stand Granby Murray. Er war vor wenigen Stunden in das Fort gekommen und hatte sich vergeblich bemüht, die Indianer und Tory's von ihren beabsichtigten wilden Grausamkeiten abzubringen. Aber die friedlichen Maßregeln, welche er vertrat, blieben ebenso unbeachtet, als ob er sie Wölfen im Walde vorgeschlagen hätte.

Der Zug mit dem todten Häuptling schritt hinaus und Esther folgte ihm, aufrecht und still ohne zur Rechten oder zur Linken zu schauen, während Tahmeroo entsetzensbleich nachging.

„Wird sie ihn fortschaffen?“ flüsterte Murray dem Befehlshaber zu.

„Ja, zum Begräbniß.“

„Aber sie ist doch eigentlich eine Weiße. Sie wird sicherlich nicht zugeben, daß er auf diese heidnische Art begraben wird.“

„Halten Sie Königin Esther für eine Heilige?“ spöttelte der Commandant. „Ihre Religion ist das Scalpirmesser.“

Murray trat vor und stellte sich vor die Königin hin. Sie blickte weder erzürnt noch überrascht empor, als er es wagte, sie aufzuhalten.

„Madame,“ sagte er leise, „man hat mir gesagt,

daß ein Geistlicher in der Nähe sei — wollen Sie nicht hier warten, bis er gerufen werden kann? Lassen Sie Ihren Sohn wenigstens mit den Gebräuchen der Religion Ihres Vaterlandes begraben."

„Die Wildniß ist mein Vaterland," antwortete sie mit einer Stimme, die durch ihre eisige Kälte um so eindringlicher wurde. „Mein Sohn war ein indianischer Krieger. Sein Grab soll nicht von den Mummereien der Bleichgesichter entweiht werden."

Sie schritt weiter, ohne ihm Gelegenheit zur Antwort zu lassen, und der Zug bewegte sich aus dem Fort nach dem Flußufer hinab, wo mehrere Canoe's zur Transportirung der Leiche bereit lagen.

Tahmeroo und die alte Königin stiegen in den Nachen, wo sich der Todte befand. Die Ruderer gingen an ihre Arbeit und das Canoe bewegte sich stromaufwärts. Die junge Indianerin setzte sich neben der Leiche ihres Oheims nieder, aber die alte Königin stand aufrecht im Hintertheile des Boot's. Die aufgehende Sonne vergoldete ihre grauen Gewänder und ließ die mörderische Waffe in ihrer Hand blitzen.

Auf dem unteren Theile der schönen Insel war ein Zelt errichtet worden und an dessen Eingang stand Katharine Montour und blickte den drei herannahenden Canoe's entgegen. Die Indianer mit ihrem Häuptling waren am Ufer aufgestellt, und als die Canoe's sichtbar wurden, stimmten sie einen Grabgesang an, der von den Weibern zu einem Trauergeheul verlängert wurde, welches

Katharinen's Blut erstarren ließ, so sehr sie auch an solche Scenen gewöhnt war.

Die Boote kamen heran, die alte Königin blieb am Ufer stehen, Tahmeroo aber sprang auf ihre Mutter zu und wurde von ihr schweigend an die Brust geschlossen. Es war das erste Mal, daß sie sich wieder sahen, seit die junge Frau sie verlassen hatte, um ihren Gatten zu suchen, aber sie hatten keine Zeit zu Freudenbezeugungen und standen wortlos bei einander, während die Trauerceremonien ihren Fortgang nahmen.

Am unteren Ende der Insel ist noch heutzutage eine Gruppe von vier alten Weiden zu sehen, und wenn der leise Wind weht, neigen sich die langen Zweige mit einem traurigen Rauschen zur Erde, welches wie ein Requiem erschallt.

Im Schatten dieser Bäume bereiteten sie das Grab des jungen Häuptlings und legten ihn hinein. Sein Gesicht war mit Kriegsmalerei bedeckt und seine kostbarsten Besitzungen wurden zu ihm gelegt. Die Büchse und das Scalpirmesser lagen neben ihm, aber als man nach dem Tomahawk suchte, nahm Esther einem in der Nähe stehenden Indianer ihre eigene kostbare Waffe ab und warf sie neben die Leiche. Sie selbst blieb aufrecht stehen, wie bisher, während die Erde darüber geworfen und das Grab ausgefüllt wurde. Als Alles vorüber war, begab sich der Stamm auf ihren gebieterischen Wink in einige Entfernung und sie stand allein am oberen Ende des Grabes da und streckte ihre rechte

Hand darüber aus. Einmal bewegten sich ihre Lippen schwach, dann schlossen sie sich wieder fester, als je, aber in diesem Momente hatte Esther ein furchtbares Gelübde abgelegt.

Als die Gruppe sich zerstreute, landete Butler in seinem Canoe und kam auf sie zu. Er ging mit einem hastigen Kopfnicken an Katharine und Tahmeroo vorüber, näherte sich Esther und flüsterte ihr in's Ohr:

„Der Mann, von dem ich Euch gesagt habe, ist im Fort. Man sagt mir, daß er mit Euch gesprochen hätte — auch der Missionär ist in der Nähe. Esther braucht nicht über ihre eigenen Lagerfeuer hinauszugehen, um den Urheber dieser That zu entdecken."

Die Königin gab keine Antwort, aber ein leichtes Zittern des Tomahawk's bewies, daß seine satanischen Flüsterworte ihre Wirkung geübt hatten, und Butler entfernte sich. Obgleich ihre Begegnung kaum eine Secunde gedauert hatte und ihre Blicke die Stelle, wo sie stand, nicht verließen, fühlte Katharine Montour doch, daß die ersten Fäden eines Complotts gegen ihre Wohlfahrt und ihr Leben über dem Grabe des jungen Kriegers gesponnen worden waren.

Sie legte ihre Hand auf Tahmeroo's Arm und trat in das Zelt. Sie zitterte vor Schwäche und Erregtheit so heftig, daß sie nicht zu stehen vermochte. Die junge Frau setzte sich über die Kälte ihres Gatten betrübt nieder und erwartete seinen Eintritt mit einer Ungeduld, die durch das traurige Bewußtsein, daß sie



keine Stelle in dem Herzen jenes Mannes mehr einnahm, noch peinlicher wurde.

Nach einiger Zeit versammelte Esther ihre eigene Kriegerschaar, verließ die Insel und schlug wieder den Weg nach Wintermoot's=Fort ein. Butler und der Häuptling Gi=en=gwa=tah hielten ein Gespräch an dem Ufer, während dessen die düstere Stirn des Indianers noch düsterer und das Feuer in seinen Augen glühender wurde. Endlich wendete er sich von dem jungen Manne ab, betrat das Zelt seiner Gattin und setzte sich dort in mürrischem Schweigen nieder.

Katharine Montour saß abseits und ihre Augen waren in peinlicher Besorgniß auf das grimmige Gesicht des Häuptlings geheftet. In ihrem Benehmen lag nichts von dem Muthe, welcher es früher charakterisirt hatte. Seit dem Tage, welcher ihre Zusammenkunft mit dem Missionär gesehen, war allmälig eine erstaunliche Veränderung in ihrem Geiste und Aeußeren vorgegangen, die nach Butler's Rückkehr aus Johnson Hall mit der Nachricht von der Anwesenheit Murray's in Amerika noch deutlicher sichtbar geworden war. Sie hatte die gesunde Rundung des Körpers verloren und ihre Züge waren spitzer geworden und hatten eine bleiche Kälte angenommen, welche ihnen das Aussehen verlieh, als ob sie aus Marmor gemeißelt wären. Ihre Wangen waren hohl, ihre hohe Stirn hatte ihren stolzen, kühnen Ausdruck verloren, eine trübe Ruhe hatte sich darauf niedergelassen und ihre ehemals fast adlerscharfen Augen

waren von einer geduldigen Sanftmuth erfüllt, die in diesem Momente durch Besorgnisse und Furcht, aber durch keine härtere Empfindung getrübt wurde.

Selbst in den Tagen ihres größten Stolzes war Katharine Montour nicht so rührend schön, so sanft und weiblich erschienen, wie an diesem Abend. Sie hatte bei dem wilden Häuptling für ihre Landsleute gebeten — ihn angefleht, daß er nicht seine Rache zur Vergeltung für den Tod eines einzigen Kriegers auf die Bewohner des benachbarten Thales fallen lassen möge. Aber der Shawnee hatte im Laufe des letzten Jahres andere Rathgeber angenommen. Seit Katharinen's Charakter von seinem wilden Stolze verlassen worden war, hatte sich ihr Einfluß über ihn vermindert, während der Butler's sich verstärkt hatte. Auch Königin Esther war wieder im Besitz der ganzen Herrschaft, die sie eine Zeitlang dem Einflusse seiner Gattin hatte abtreten müssen.

Wäre Katharine eben so hart und unnachgiebig gewesen, wie er selbst, so würde sie haben befehlen können — jetzt vermochte sie nur zu flehen. Der höhere und bessere Theil ihrer Natur war eben so wie ihre Geschichte für ihn ein versiegeltes Buch. Er konnte den physischen Muth verstehen und achten, aber die geheimen Triebfedern, welche die Maschinerie einer hochgebildeten Frau ausmachen und die Schwäche in manchen Dingen als Tugend und selbst die Furcht liebenswürdig erscheinen lassen, vermochte er nicht zu begreifen. Seiner

stolzen Natur war ein furchtbarer Argwohn eingeflößt worden und er verkannte sie gänzlich. Der Adel seines Charakters, der über die Schlauheit des Wilden wie des civilisirten Lebens erhaben war, hatte verursacht, daß er sich von einem schlechten Menschen täuschen ließ. Als die moralische Güte in dem Charakter Katharinen's die Oberhand zu erlangen begann, hielt er ihre sanften Kundgebungen für Feigheit, und sie wurde für ihn fast zu einem Gegenstande der Verachtung. Ihre geduldige Ausdauer und überredende Stimme besaß nicht mehr die Fähigkeit, seine Natur zur Güte zu überreden. Der kühne Muth, welcher ihn früher eingeschüchtert und beherrscht hatte, war dem allmäligen Stärkerwerden der Reue in ihrem Herzen auf ewig gewichen.

Tahmeroo unterstützte die Bitten ihrer Mutter nachdrücklich, aber er antwortete nur mit kurzen einsilbigen Worten, und selbst während noch ihre Stimmen in seinem Ohre wiederhallten, spielten seine muskulösen Finger mit dem Griffe seines Messers und gaben ihr eine schaurigere Antwort, als es die grimmigsten Worte vermocht hätten. Eine Zeitlang hatte tiefe Stille geherrscht. Katharine Montour beschattete mit der einen Hand ihr unruhiges Gesicht, sann über Mittel nach, das Blutvergießen zu verhindern, welches zu befürchten sie so vielen Grund hatte, und bereute tief, daß sie jemals die Indianer veranlaßt hatte, in dem Streite zwischen England und den Colonien zu den Waffen zu greifen. Tahmeroo schlich nach einer Ecke des Zeltes,

legte die Wange auf ihre Handfläche und lauschte auf den Schritt ihres Gatten, denn sie hoffte mit dem festen Glauben der Liebe, daß er die Bitten ihrer Mutter um Barmherzigkeit unterstützen würde und bog sich tiefer und tiefer, als sie an die Mütter und Kinder dachte, die die Krieger ihres Vaters bereits ermordet hatten und deren Scalpe mit ihrem langen blonden Haar an der Thür der Hütte hingen.

„O, wenn nur Butler kommen wollte,“ murmelte sie, während Thränen in ihre Augen traten, die durch die Bekümmerniß ihrer Mutter, und die Pein, welche seine Abwesenheit während der ganzen Nacht verursacht hatten, hervorgerufen wurden. „Er kann Alles, was er will, mit dem Stamme anfangen.“

Während sie noch sprach, wurde die Matte bei Seite geschoben und Butler stand vor ihr. Tahmeroo sprang freudig an seine Brust und küßte ihn mit der Zärtlichkeit eines glücklichen, liebevollen Herzens auf Wangen, Lippen und Stirn. Sie bemerkte nichts von dem kalten bösartigen Ausdruck des Gesichts, welches sie mit Küssen bedeckt hatte, bis er sich hastig aus ihren Armen frei machte und ohne ihre Begrüßung zu erwiedern auf den Häuptling zuschritt, dem er von neuem Etwas zuflüsterte.

In die Augen des Shawnee's trat ein satanisches Licht. Er erhob sich, steckte den Tomahawk in seinen Gürtel, nahm seine Büchse und ging hinaus. Butler war im Begriff, ihm zu folgen, aber Tahmeroo trat

wieder vor ihn und breitete ihre Arme mit einer flehenden Geberde aus.

„Du wirst doch nicht fortgehen?“ sagte sie. „Du hast kaum ein Wort mit mir gesprochen, seit wir Wyoming erreicht haben. Geh' noch nicht.“

„Geh mir aus dem Wege, thörigtes Kind,“ rief er, indem er sie rauh bei Seite stieß, „ich habe andere Dinge zu denken.“

Das indianische Blut loderte in Tahmeroo's Wangen auf. Ihr Auge glühte, ihre Gestalt erhob sich stolz, aber sie trat bei Seite und ließ ihren Gatten hinausgehen.

Katharine war aufgesprungen, als der Shawnee hinaus ging und stand jetzt leichenblaß da. Ihre Besorgnisse erschütterten sie so tief, daß die ihrer Tochter widerfahrene Beleidigung unbeachtet blieb. Als aber Butler hinaus eilte, trat sie vor und erfaßte seinen Arm mit einer Energie, die ihn veranlaßte, sich mit einem Fluche über das, was er für Zudringlichkeit von Seiten seiner Gattin hielt, umzuwenden. Katharine ließ diesen Unmuth unbeachtet.

„Butler,“ sagte sie, „ich fürchte, daß es noch mehr Blutvergießen geben wird. Um Gottes Willen beschwichtigen Sie den Häuptling. Sie haben die Macht, oh, lassen Sie sich nicht die Gelegenheit nehmen. Ich glaube, daß es uns Allen den Tod bringen würde, wenn noch ein Scalp hier herein käme.“

Sie brach plötzlich ab und bebte schaudernd zurück,

denn ein Windstoß trieb ihr das lange Haar von einem Frauenscalp über dem Eingange, gerade in das Gesicht. Butler benutzte ihre Bewegung, um ihr zu entschlüpfen.

„Fürchten Sie nichts, Madame,“ sagte er, indem er seinen Arm frei machte und im Hinausgehen den Scalp gleichgültig mit der Hand zurück strich. „Sie sollen keine Ursache haben. Ich muß zu der Rathsversammlung im Fort eilen.“

Katharine Montour begriff ihn, aber sie war zu schwach, um ihm zu antworten; sie begab sich nach dem Lager ihrer Tochter zurück und setzte sich dort halb ohnmächtig nieder. In dem Gefühl, welches jenes lange, blonde Haar, als es über ihr Gesicht streifte, erregt hatte, lag etwas Schauerliches. Ihre Nerven zuckten noch, wenn sie daran dachte.

„Mutter,“ sagte Tahmeroo, indem sie sich von dem Boden erhob, wo sie sich niedergeworfen hatte und ihre Arme um Katharine schlang, „o Mutter, tröste mich — bitte, tröste mich, sonst wird mir das Herz brechen.“

Katharine drückte ihre Lippen auf die Stirn der jungen Frau und murmelte:

„Was beunruhigt Dich, mein Kind?“

Sie blickte zärtlich auf das junge Gesicht nieder, welches an ihrem Busen lag, und ihr Herz war peinlich bewegt, als sie sah, wie getäuschte Hoffnung und zurückgewiesene Zärtlichkeit seine frühere volle Schönheit vermindert hatten. Das gepeinigte Herz hatte eine Trauer über jene Züge gebreitet, wie der Wurm in dem Kelch

einer Blume alle die ihn umgebenden Blätter zum Welken bringt.

Tahmeroo brach in glühende Thränen aus, als sie die Frage ihrer Mutter hörte.

„Hast Du ihn nicht gesehen, Mutter? — wie er seine eigene Frau bei Seite stieß, als ob sie ein wildes Thier gewesen wäre — hast Du nicht gesehen, wie er sie ohne einen Kuß, ohne ein freundliches Wort von sich stieß? „O Mutter, mein Herz fängt an, kalt zu werden. Ich werde ihn noch hassen, Mutter.“

Katharine legte ihre Hand auf die pochende Stirn ihrer Tochter und versank in ernste feierliche Gedanken. Endlich sprach sie mit tiefer eindringlicher Stimme:

„Nein, mein Kind, ich habe diese Rauhheit nicht gesehen, denn meine Gedanken waren bei anderen Dingen. — Aber höre mich an, Tahmeroo. Seit dem Tage, wo Du zum ersten Male an meinen Busen gelegt wurdest, wie ein junges Vögelchen im Neste seiner Mutter, hat mein Herz Dich behütet, wie jene Vogelmutter ihr Junges. Ich habe jede neue Fähigkeit beobachtet, wie sie in Deinem Geiste aufkeimte und blühte. Ich habe mich bestrebt, jede heftige Leidenschaft, die in Deinem Herzen aufdämmerte, zu leiten. Deine Natur ist für mich wie ein Garten gewesen, den ich betreten und pflegen und verschönern konnte, wenn ich von dem giftigen Unkraut der menschlichen Natur angeekelt war, wie ich sie in eminem eigenen Herzen gefunden habe. Eins habe ich

jedoch nicht gethan. Ich habe keine Grundlage der Religion in dieser jungen Seele aufgerichtet. Ich hatte den Glauben an die Religion meiner Väter verloren, ich erkannte keinen Gott an und wendete entschlossen meine Gedanken von der Zukunft ab. Mein Geist hatte sich einen einzigen Götzen aufgerichtet — einen Götzen, den zu lieben eine Sünde, und den anzubeten, wie ich es that, eine doppelte war.

„Ich werde Dir, mein Kind, nicht den Fortgang eines Lebens zeigen — eines unglückseligen Geschicks, welches von einer Sünde geregelt wurde — die meisten Menschen würden es nur eine Schwäche nennen, denn das menschliche Urtheil heftet sich an Thaten und nicht an die verborgene Sünde, die in einer Reihe von unrechten Gedanken besteht. Ich werde Dir nicht die Wirkungen jener Sünde zeigen. Es ist der Fluch des Bösen, daß seine Folgen nie aufhören, daß ein Gedanke sich mit dem andern, ein Ereigniß sich mit dem andern verknüpft und daß die Wirkungen eines Unrechts wie Schlangen sich durch die ganze Kette des menschlichen Lebens schleichen und dem Sünder bis in das Grab folgen.

„Mein Schicksal würde ein schmerzliches Beispiel von dieser Wahrheit liefern — es könnte durch seine Moral die Rettung Vieler werden; wann aber hat ein Beispiel gerettet? Wann hat der Fall eines menschlichen Wesens den eines andern verhindert? Warum sollte ich meine eigenen Irrthümer in der Hoffnung darlegen, mein Kind vor dem gleichen Unrechte zu bewahren?

Das, was Du mir eben gesagt hast, erschreckt und schmerzt mich. Ich kenne Deine Natur und weiß, daß Du nie aufhören wirst, den Mann zu lieben, den Du geheirathet hast. Du wirst nie gleichgültig sein — das Gefühl des erlittenen Unrechts, die Entrüstung kann, wenn Du Dich ihr hingiebst, die Liebe Deinem Herzen zu einer Pein machen — kann das Gute in Dir untergraben, alle die Kümmernisse erzeugen, welche die Freuden der Liebe vergiften.

„Tahmeroo, kämpfe gegen dieses Gefühl an. Du weißt nichts von dem furchtbaren Elende, welches es über Dich bringen wird. Ertrage Alles — Schmähung, Beleidigung, die Vernachlässigung — Alles, aber reiße Dich nicht von Deiner einzigen Hoffnung los. Deine Rettung liegt in der Liebe, die, obgleich sie die Bitterkeit Deines Lebens ausmacht, doch auch sein Rettungsanker ist. In Deinem eigenen Herzen liegt die Kraft, nach der Du ausschauen mußt, nicht in dem seinen. Wenn er Dir Unrecht thut, so vergiß es, wenn Du kannst — entschuldige es, wenn Du es nicht zu vergessen vermagst. Denke nicht zu sehr an Deine eigenen Rechte; wo der Widerstand sicher ist, Elend zu erzeugen, ist es am besten, zu verzeihen. Ich könnte noch viel sagen, aber mein Herz ist voll Sorgen und Kümmernissen. Ich weiß nicht warum, aber mein Muth sinkt, als ob Dein Haupt zum letzten Mal an meiner Brust läge, Deine Arme mich zum letzten Mal umschlängen."

Katharine beugte sich nieder und küßte die bebenden

Lippen ihres Kindes. Ein Strom sanfter Thränen antwortete ihr.

„Weine nur zu, Tochter, ich sehe es gern, wenn Du solche Thränen vergießest, denn sie haben keinen Schmerz. Ich kann Dir nicht sagen, wie innig ich Dich liebe und stets geliebt habe, denn das tiefe Gefühl hat keine Worte. Aber wir werden uns bald trennen. In meinem Herzen ist eine Stimme, die mir es sagt — das Grab wird zwischen uns kommen und Du wirst keinen stärkeren Führer behalten als Deine eigenen warmen Triebe. Küsse mich noch einmal und höre. Wenn wir durch den Tod getrennt werden oder wenn Butler die Erfüllung meines Versprechens, Dich nach England zu senden, verlangen sollte, so gehe zuerst zu dem Missionär und bringe ihm das kleine Ebenholzkästchen, welches am Kopfende Deines Bettes steht. Sage ihm Alles, was ich Dir gesagt habe und bitte ihn, daß er ein Freund und Beschützer des Kindes Katharine Granby's werde. Sage ihm, daß sie seit dem Abend der Trauung ihrer Tochter eine andere Frau geworden sei — daß die Stimme seines Gebetes Erinnerungen in ihr geweckt habe, die nie wieder einschlummern werden — daß sie ein antwortendes Gebet in einer Brust erweckt hat, die ihren Glauben beinahe vergessen hatte. Er wird Dich anhören, mein Kind, und wenn ich geschieden bin, wirst Du an ihm einen sicheren, weisen Beschützer finden. Er wird Dir Deine zu enthusiastischen Gefühle beherrschen lehren. Versprich, daß Du

den guten Mann aufsuchen willst, wenn ich hinweggenommen bin — versprich es mir, Tahmeroo."

„Ich verspreche Dir Alles — Alles, Mutter. Aber rede nicht so traurig — Deine Stimme klingt kummervoll wie das Rauschen des Nachtwindes in den Tannen."

Tahmeroo sagte nichts weiter, denn ihr Herz war voll. Sie legte jedoch ihre Wange an die ihrer Mutter und lag stumm und betrübt in ihren Armen.

Ende des dritten Bandes.

Druck von Ernst Stürke (Firma: C. Schumann) in Schneeberg.